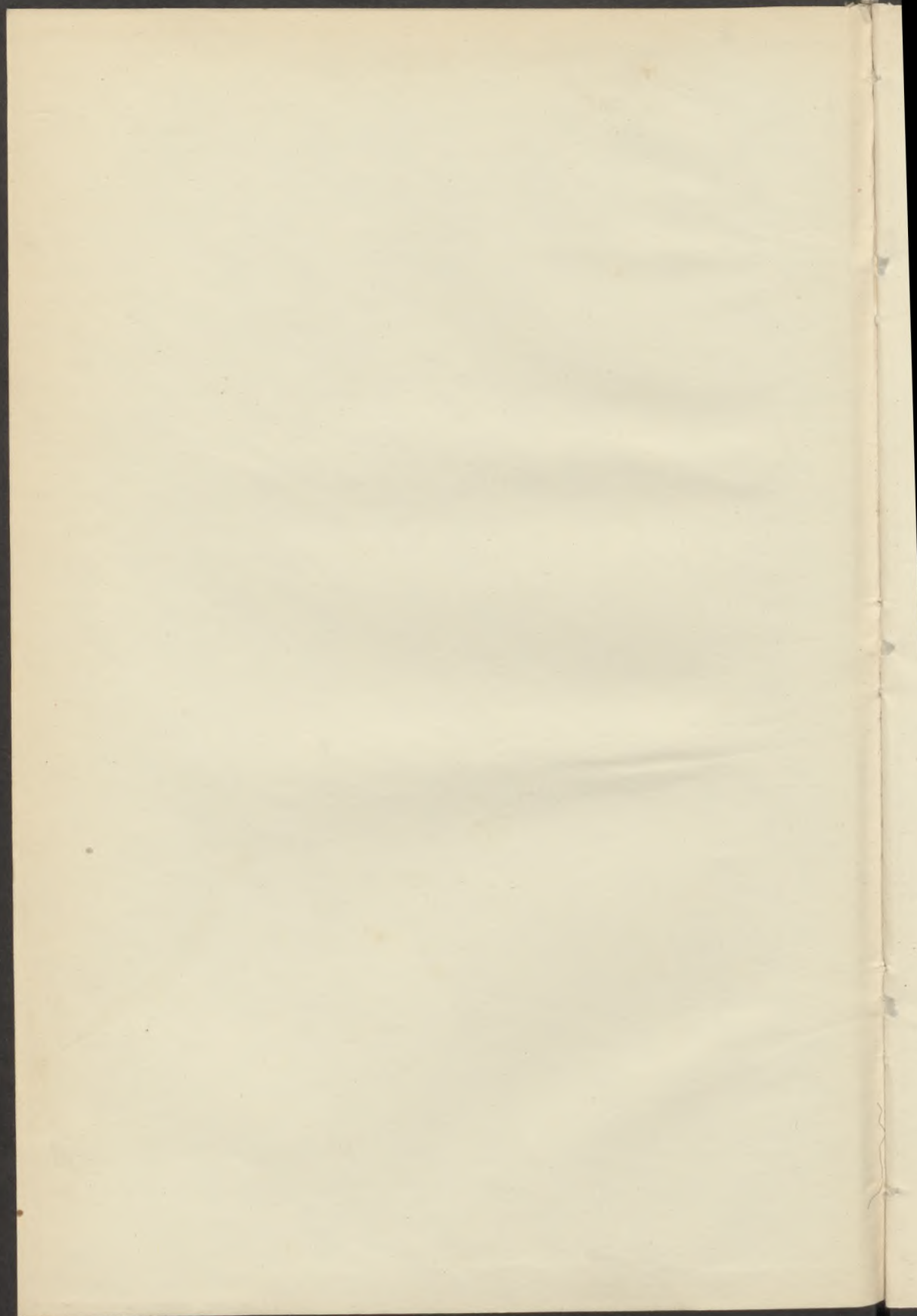


281913

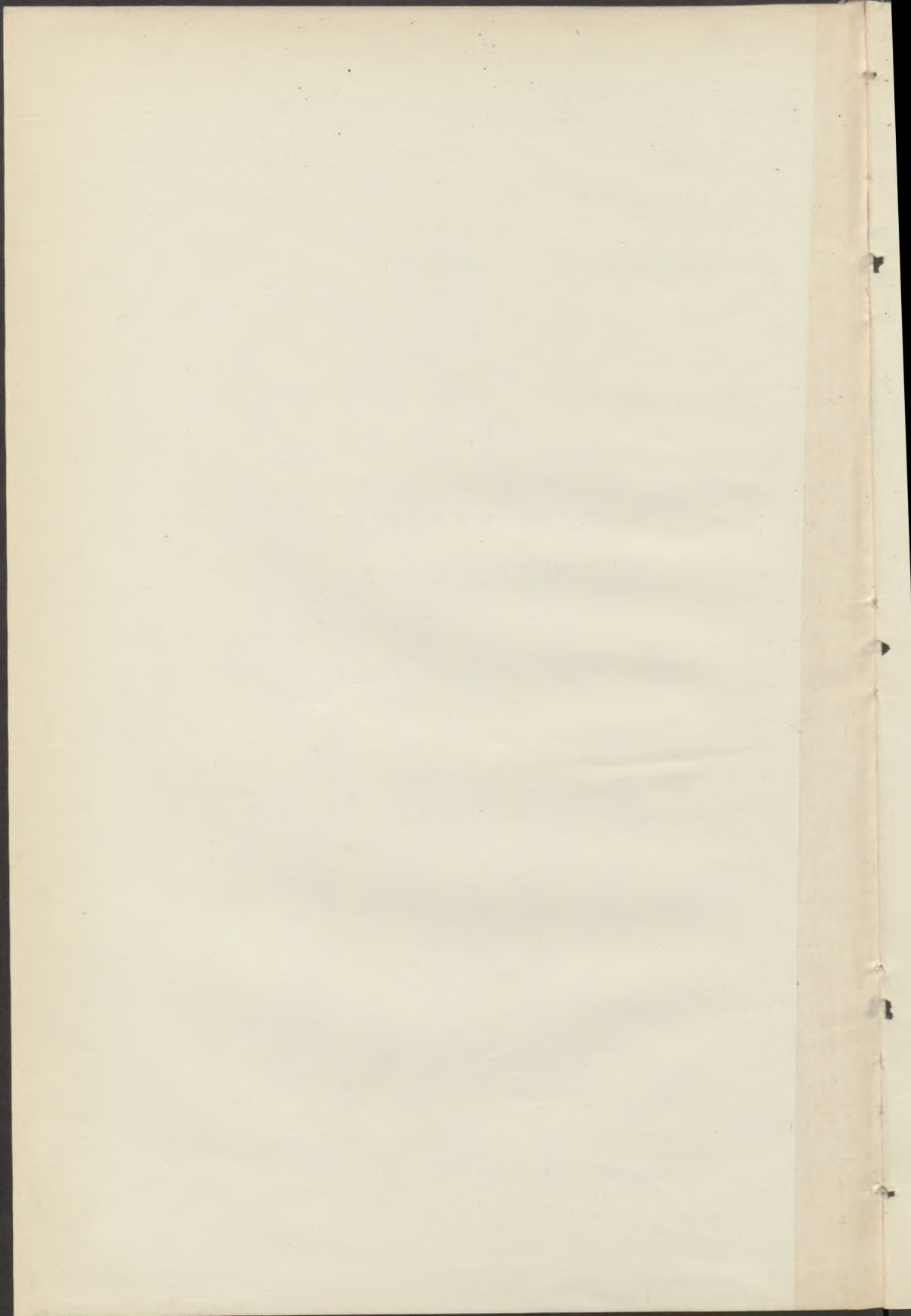


4





BÉLA SZÉKELY:
DEIN KIND



BÉLA SZÉKELY

DEIN KIND

WEGWEISER
FÜR ELTERN UND ERZIEHER
ÜBER
DIE MODERNE KINDERERZIEHUNG
AUF PSYCHOLOGISCHER
GRUNDLAGE

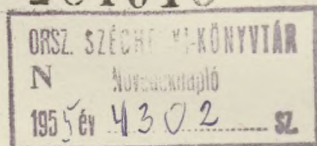
ZWEITE AUFLAGE

LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE

*Alle Rechte,
besonders das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten.
Copyright 1937 by Franz Deuticke,
Leipzig und Wien.*

Verlags-Nr. 3766

281013



4354.36. Hungaria Druckerei A. G.
Budapest, 1937.

EINLEITUNG.

Es gibt kein schlimmes und kein dummes Kind.

Jedes gesunde und normale Kind kommt als braves Kind zur Welt und ist geistig befähigt, seinen Lebensaufgaben entsprechen zu können. Dies ist der Satz, den wir mit jeder Zeile dieses Buches einprägen möchten. Es ist eine mächtige Ermutigung, beglückend für alle Eltern, dass ihr gesundes und normales Kind alle Möglichkeiten auf die Welt mitgebracht hat, um als vollwertiger Mensch seinen Lebensweg zu gehen, seine Bestimmung zu erfüllen. Dies bedeutet aber zugleich auch eine Verpflichtung: die Übernahme einer ungeheueren Verantwortung. Denn, wenn jedes gesunde und normale Kind als brav, als geistig völlig gleichwertig geboren wird, so sind seine Umgebung, seine Eltern und Erzieher verantwortlich dafür, was für ein Mensch aus ihm wird. Diese Verantwortung kann nicht auf das Kind abgewälzt werden. Es geht aber auch nicht an, nur die äusseren Umstände verantwortlich zu machen. Hier gilt mit zwingender Gewalt das höchste ethische Gesetz aller Eltern: hast du deinem Kinde das Leben gegeben, so sei bestrebt, es zu einem vollwertigen Menschen zu erziehen.

Dieses Buch wendet sich in erster Reihe an diejenigen Eltern, die mit dem Gefühle beseligenden

Glückes, diese Verantwortung zu tragen, an die erhabene Aufgabe herantreten, ihr Kind zu einem ganzen Menschen zu erziehen und die, um dieser Aufgabe zu entsprechen, einen verlässlichen, systematischen Wegweiser suchen.

Die Erziehung beginnt mit der Selbsterziehung der Eltern.

Dieses Buch spricht aber auch zu jenen Eltern, die jenseits aller elterlichen Voreingenommenheit zugeben müssen, dass ihre Erziehungsmethode nicht die richtige war. Eltern, die so weit sind, dies einzugestehen, haben bereits den ersten Schritt getan, Verfehltes zu korrigieren, Versäumtes nachzuholen.

Das Buch wendet sich aber auch an jene Eltern, die bei der Bewertung der seelischen und geistigen Fähigkeiten ihres Kindes sich durch ihre befangene Liebe leiten liessen. Je eher sie erkannt haben, dass das Leben nicht mit ihrem Maßstab misst, umso schneller gelangen sie zu der liebevollen, aber doch nüchternen Betrachtung, die das Kind mit dem Masse des Lebens, nach seiner harmonischen Einfügung in die Gemeinschaft wertet.

Wir sprechen auch zu den Müttern, die guten Glaubens die Ansicht hegen, ihr Kind erziehen zu können, weil sie es zur Welt bringen konnten. Aber Erziehung ist Wissenschaft. Die Grundlage dieser Wissenschaft ist die Forschung, die aufdeckt, auf welche Weise sich aus dem Säugling der reife Mensch entwickelt, wie sich die volle, unzertrennliche Einheit seines geistigen und körperlichen Seins

ausbildet. Der innere Antrieb jeder Erziehung ist die Liebe. Man kann ohne Liebe nicht erziehen, sie ersetzt jedoch keineswegs die durch Erfahrung erworbenen Kenntnisse, zu denen wir eben auf dem Wege der Psychologie gelangt sind. Der mütterliche Trieb ist die ewige Quelle dieser Liebe, — jedoch nicht mehr als das.

Indem wir den Weg der seelischen Entwicklung des Kindes vom Augenblicke der Geburt, ja sogar schon vor der Geburt andeuten, wollen wir den Eltern und den Erziehern dazu verhelfen, die Verantwortung der Erziehung mit den nötigen Kenntnissen übernehmen zu können.

Die wissenschaftliche Forschung nimmt an, dass die Persönlichkeit des Kindes sich bis zum 5—6 Lebensjahre bereits geformt hat. Das Kind hat jene Erfahrungen erworben, die seine Persönlichkeit bestimmen.

Wir wollen in diesem Buch den psychologischen Weg der gesunden Entwicklung des gesunden Kindes bis zu diesem Punkte verfolgen. Was nachher folgt, ist bereits Wiederholung, Anwendung und Verwertung des schon Erworbenen. Diese empirische Feststellung der modernen Psychologie ist von entscheidender Wichtigkeit. Aus ihr geht hervor, dass man einen Menschen nur dann erkennen kann, wenn man die entscheidenden Momente und die innere Struktur dieser, bis zum 5—6 Lebensjahr reichenden Entwicklung aufgedeckt hat. Mit dieser Erkenntnis erweitert sich der Rahmen unseres Bu-

ches. Es berührt die Wissenschaft der Menschenkenntnis und hofft dadurch hauptsächlich Pädagogen, Fachleuten unentbehrliche Dienste zu leisten.

Macht man sich den Grundsatz dieses Buches, den man nicht oft genug wiederholen kann, zu eigen, dass nämlich jedes, im alltäglichen Sinne gesunde Kind auch als brav und klug geboren wird und nimmt man andererseits die empirische These der Seelenforschung zur Kenntnis, dass die kindliche Seele bereits bis zum 5—6 Jahr ausgeformt ist, so erhält man eine befriedigende Antwort auf die Frage: ist Erziehen überhaupt möglich und was ist sein Ziel?

Wir müssen der pessimistischen Auffassung entgegenreten, als ob das Schicksal des Kindes durch mitgebrachte, vererbte Eigenschaften und körperliche Konstitution vorausbestimmt wäre. Die Vererbungslehre hat die gesetzmässige Übertragung gewisser körperlicher Eigenschaften zweifellos festgestellt. Die psychischen Eigenschaften vererben sich hingegen nicht in ihrer fertigen Erscheinungsform. Erblich ist nur die Veranlagung, d. h. die Möglichkeit zur Herausbildung einer psychischen Eigenschaft. Aus der selben Anlage können durch verschiedene Umweltbedingungen abweichende, wenn auch nicht beliebige Eigenschaften hervorgehen. So trägt also jeder Säugling eine Mannigfaltigkeit von möglichen Persönlichkeiten in sich. Die vererbten Anlagen bilden die Grundlage des Charakters, bestimmen seine Richtung und Grenzen, die endgül-

tige Persönlichkeit wird aber durch die Umgebung gestaltet. Daraus folgt das Grundprinzip: „nicht das ist wichtig, was einer mit sich bringt, sondern das, was er daraus machen kann.“ Die Art der Verwendung wird durch die erworbenen Erfahrungen bestimmt. Die Erziehung, oder richtiger das Feld der Erziehung liegt in der Ebene der Erwerbung von Erfahrungen.

Die Grundlage jeder Erziehung ist der Optimismus, den unsere Auffassung als Arbeitshypothese verwendet, wonach die gesunde seelische Entwicklung eines gesunden Kindes durch ererbte psychische Eigenschaften — die wissenschaftlich nicht einwandfrei nachweisbar sind — nicht determiniert wird.

Auch bezüglich der Frage, was „brav“ und was „schlimm“ ist, müssen wir zu einer einheitlichen Auffassung gelangen. Das brave Kind ist das Ideal aller Eltern. Was ist aber das Kriterium der Bravheit? Für die meisten Eltern dies: wie weit sich das Kind der von ihnen angewandten Erziehungsdressur anpasst, wie weit es den äusseren Befehlen, welche alle Momente seines kleinen Lebens bestimmen, gehorcht. Diese Forderung der Anpassung ist oft nichts anderes, als eine Widerspiegelung der elterlichen Selbstliebe. Dies ist aber nicht unser Maß. Wir messen das Brave nicht mit dem Kräfteverhältnis: Erwachsener-Kind. Die Erziehung ist kein Kräfteverhältnis, keine Frage der Gegenüberstellung: „Kind-Erwachsener“. Die Erziehung ist keine Machtfrage.

Wir sehen im Kinde — den Menschen. Den andersartigen, den gesellschaftlich noch Unfertigen, aber den Menschen, in dem vollen und heiligen Sinne dieses Wortes. Dieser Mensch ist natürlich anders beschaffen, als wir Erwachsene. Er denkt anders, nach dem primitiven Gesetz seiner Logik, die wir „archaisch“ nennen. Darunter versteht man — nach Lévy-Brühl — jene Urform des Denkens, die den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, die Logik des heutigen Menschen noch nicht kennt, wie sie auch von Raum und Zeit andere Begriffe hat. Auch die Denkungsart des Kleinkindes ist noch eine solche „prälogische“. Ihre Analogie findet man in der Denkweise der primitiven Völker wieder. Dies beweist, dass das Menschenjunge nicht nur die biologische, sondern auch die seelische Entwicklung seiner Art wiederholt. Der junge Sprössling sammelt seine eigenen Erfahrungen durch die prälogische Organisation seiner Seele.

Das Ziel der Erziehung besteht in erster Reihe darin, diese gewaltige Arbeit des Sammelns von Erfahrungen zu unterstützen. Es ist eine gigantische geistige Arbeit, die so ein kleines Kind bis zum 5—6 Jahr leistet: an Inhalt wiegt sie alles nachher erworbene Wissen eines langen Lebens auf. In der Seele eines jeden Kindes beginnt die Erschaffung der Welt von neuem. Keine wissenschaftliche Arbeit, keine Schöpfung des grössten Genies reicht an die Leistung heran, die der hilflose Säugling vollbringt, indem er seine individuelle Welt, seine Persönlichkeit

— der körperlichen Entwicklung voreilend — ausbaut. Wie gesagt, besitzt das Kind bereits im 5—6 Lebensjahr ein abgeschlossenes inneres Verhalten, mit dem sein Leben allem von aussen und innen kommenden entgegentritt und ihm gegenüber Stellung nimmt. Diese individuelle Art des inneren Verhaltens nennt man „Charakter“.

Die zweite Aufgabe der Erziehung besteht darin, dem Kinde weise Hilfe zu leisten, damit es Erfahrungen sammeln kann, es aber zugleich auch darin zu unterstützen, dass es die erworbenen Erfahrungen für sich selbst und für seine Umgebung nützlich und folgerichtig verwende. Ein jeder kann nur die eigenen Erfahrungen erwerben und nur die eigenen Erfahrungen anwenden. Die Erziehung, die auf dem Prinzip der Autorität beruht, bedeutet also — aus diesem Gesichtspunkt betrachtet —, dass man seine Erfahrungen durch das Kind aneignen lässt, um ihm auf diese Weise die Erwerbung auf eigene Kosten zu ersparen. Dies widerspricht aber unserem vorigen Satz. Die autoritäre Erziehung bedeutet aber auch, dass der Erzieher dem Kinde die eigenen, fertigen Denkschablonen aufzwingt. Die Eltern, die ihre Aufgabe zum Wohl ihres Kindes erfüllen wollen, müssen auf den sehr bequemen, aber gewaltsamen Standpunkt verzichten, der von dem winzigen Menschlein verlangt: nach Art und Weise der Erwachsenen zu denken, anstatt von dem Erwachsenen zu verlangen, dass er mit dem Kopf des Kindes denken lerne, sich in die

Denkweise des Kindes einfühle. Um das Kind zu verstehen, müssen wir bei allen seinen Handlungen die Antwort auf die grundlegende Frage finden: „Was hat das Verhalten des Kindes bestimmt und was will es damit?“ Nun können wir die richtige Antwort nicht nach Maßgabe unserer Denkweise, sondern nur auf der Ebene des kindlichen Denkens erhalten. Wir sind es, die schrittweise, von Erfahrung zu Erfahrung fortschreitend uns in die Welt des Kindes einfügen und ihm auf diese Weise helfen müssen sein kleines Leben ungestört und freudenvoll zu leben.

Wären die Erwachsenen wirklich bestrebt, den Weg zu finden, auf dem sie ihre Kinder verstehen können, dann würde das Kindesalter wirklich das sein, was es heute nicht ist: des Lebens glücklichste Zeit. In Wirklichkeit leiden die Kinder unendlich viel. Das Verstehen des Kindes bedeutet: die Befreiung des Kindes. Und diese Befreiung bedeutet: endlich ein glückliches Kindesalter! Auch das vorliegende Buch dient diesem Zweck. Natürlich ist es für die Erwachsenen eine schwere Aufgabe, sich in die Denkweise des Kindes einzuleben. Man hat sich von diesem Alter schon viel zu weit entfernt. Forscher berichten viel Interessantes über die Kinder der primitiven Völker, die in grösster Freiheit und Unbeschwertheit aufwachsen. Eine der grundlegenden Ursachen hievon liegt darin, dass jene Gesellschaft ihr Triebleben nur wenig beschränkt, eine andere darin, „dass die primitiven Völker ihre Kin-

der besser kennen, als wir, da sie selber — Kinder geblieben sind.“ (Lévy-Brühl). Die Eltern und Erzieher, die unseren Weg nicht betreten wollen, können ihre Erfahrungen dem Kinde einfach aufzwingen, oder gar auch „einbläuen“. Und das Kind wird — wenigstens nach aussen hin — gehorchen. Was könnte es denn sonst auch tun in seiner Unbeholfenheit? In der Tiefe seiner Seele aber beginnt jener bittere, qualvolle Kampf, den die äussere Welt mit ihrem Unverständnis und ihren Machtmitteln dem Kinde aufzwingt. Dieser Kampf manifestiert sich dann in Fällen, in denen wir wirklich vom „schlimmen“, „trotzigen“, oder „dummen“ Kind sprechen können. Es gibt nichts Unglücklicheres, als ein solches Kind. Und das ist noch nicht das Schlimmste. Auf diese Weise entsteht auch der Typ des nervösen, Krankheit über Krankheit produzierenden Kindes, das seinen eigenen kleinen Organismus im Kampfe als Mittel gegen die Mächtigen, die Erwachsenen verwendet. Die unendliche Reihe psychogener Erkrankungen ist ein Beweis dafür. Die Chinesen bandagieren die Füße ihrer Töchterchen, so dass sie verkrüppeln. Auch die Seele des Kindes kann so verkrüppelt werden. Läuft es nicht auf dasselbe hinaus, wenn die chinesische Mutter den verkrüppelten Fuss für „schön“ hält, als wenn die Eltern ihr Erziehungsoffer, das folgsame, zur Puppe verkrüppelte, kleine, abgemergelte Kind „brav“ nennen? Richtige Erziehung ist kein chinesischer Schuh. Erziehung ist keine Dressur.

Ungeduldige Eltern werden, vermuten wir, nach alledem ein wenig indigniert die Frage stellen, welches nun das „gute“ Kind sei, wenn nicht die Folgsamkeit, die Anpassung an die wohlwollenden Eltern den Maßstab bilden?

Wir gestehen aufrichtig, dass wir vergebens nach einer befriedigenden Antwort auf diese Frage im Wörterbuch des Kindes suchen. Und dies einfach deshalb, weil ein solcher Begriff im Wörterbuch des Kindes fehlt, oder zumindest etwas anderes bedeutet, als im Wörterbuch der Erwachsenen. „Gut“ ist für das Kleinkind alles, was der Befriedigung seiner Triebe dient. Auch die Liebe bewertet es nicht anders: diese ist das Begehrteste, weil sie das meiste am sichersten bietet. „Gut“ hat also im Wörterbuch der Eltern, in dem es mit „Verzichten“ gleichbedeutend ist, einen anderen Sinn, als im Wörterbuch des Kindes, in dem es „Erfüllung“ bedeutet. Welchen Maßstab soll nun derjenige wählen, der auf die Machtposition der Erwachsenen verzichtet und wirklich erziehen will?

Sollten wir den Maßstab des Kindes akzeptieren, so würde es heissen: die Triebe frei walten lassen, da eben dies das „Höchste Gut“ bedeutet. Nehmen wir aber den Maßstab der Eltern an, die in ihrer Rolle die Gesellschaft selbst vertreten, so wird das Kind auf einer immer breiteren Front mit seinem eigenen Trieb in Konflikt geraten. Es ist die Aufgabe des Erziehers, diese verschiedenen Maßstäbe auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen,

zwischen dem nach Triebbefriedigung strebenden Kinde und der Gesellschaft, die dem freien Trieb-
leben notwendigerweise Schranken setzt, eine Harmonie in dem Sinne zustandezubringen, dass das Kind einsehen möge: es vermag seine Triebe nur innerhalb der von der Gesellschaft bestimmten Grenzen auch für sich selbst nützlich und gesund zu befriedigen. Dies bedeutet, dass die Erziehung eine soziale Aufgabe ist, — die Schaffung eines idealen Kompromisses zwischen Individuum und Gesellschaft.

Scheinbar ist dies ein individuelles Problem für jeden Einzelnen. Doch aus der richtigen Lösung der Einzelprobleme vieler Millionen entsteht die gesunde Gesellschaft der Zukunft, die durch kluge Eltern und gute Lehrer vorbereitet wird.

I. KAPITEL.

DIE ELTERN UND DIE ERZIEHUNG.

SOLL ES GEBOREN WERDEN? — DIE ERZIEHUNG BEGINNT VOR DER GEBURT. — WENN MAN DAS KIND NICHT GERNE ERWARTET. — BUB ODER MÄDEL? — WAS DIE ELTERN BEREITS VERGESSEN HABEN UND WAS SIE LIEBER HÄTTEN VERGESSEN SOLLEN. — AUCH ERZIEHER MÜSSEN ERZOGEN WERDEN. — ZWEI ELTERN TYPEN. — ERZIEHUNG ODER SELBSTERZIEHUNG.

Soll es geboren werden? Das ist die Frage, die sich die Mutter im ersten bewussten Moment der Gravidität stellt. Wenn wir uns das Bild einer idealen Zukunftsgesellschaft vorstellen wollten, könnten wir sie nur mit dem einzigen Satz charakterisieren: in einer solchen idealen Gesellschaft wird ein jedes Kind glücklich erwartet und zur Freude geboren.

Wir leben jedoch in keiner idealen Gesellschaft und haben mit der Tatsache zu rechnen, dass schon vor der Geburt des Kindes eine Stellungnahme gegen das Kind erfolgen kann. Oder richtiger: gegen die Mutterschaft, gegen alle heiligen Urtriebe, welche die Frau bestimmen, die höchste Funktion des körperlichen und geistigen Lebens in der Mutterschaft zu sehen. Der Muttertrieb verlangt nach dem Kind, die äusseren Umstände oder die durch sie bedingten seelischen Motive sprechen aber gegen das Kind. Nun bricht jener innere Kampf aus, in dem

beide: die Mutter, die vielleicht nur mangels einer Prävention gegen den eigenen Willen schwanger geworden ist und sich nun gegen ihre eigenen Triebe kehrt und das unwillkommene Kind gleiche Opfer sind. Wir denken nicht nur an das uneheliche Kind, denn auch in der bürgerlichen Familie ergeben sich zahlreiche Motive, die gegen die Geburt eines Kindes sprechen. Davon sind die seelischen die schwerwiegendsten, doch kommen auch häufig schwere Hindernisse wirtschaftlicher Natur vor. Der gesunde Mutterliebe siegt oft in diesem Kampf, er überwindet alle inneren und äusseren Gegenargumente. Die Erfahrung zeigt jedoch, dass dieser Sieg nicht immer vollkommen ist. Latent, ohne dass die Mutter es wagen würde, sich darüber Rechenschaft zu geben, wird in ihr jenes, zum Stillschweigen verdamnte Gefühl gegen das Kind lebendig, das bereits vor seiner Geburt entstanden war. Dies Gefühl entstammt den verborgensten Tiefen der Seele und ist stets bestrebt eine solche Erscheinungsform zu finden, welche diesen Ursprung nicht verrät.

Im täglichen Leben bekommen wir zwei typische Erscheinungsformen dieses unbewussten Konfliktes zu sehen. Man begegnet häufig dem Typ der Mutter, die erklärt: wie sehr sie auch ihr Kind liebe, es mache sie nervös und sie habe zu seiner Erziehung keine Geduld. Wirft man in den Hintergrund solcher Aussprüche einen Blick, so lässt sich fast ausnahmslos feststellen, dass solche Mütter eben als Folge der bereits erwähnten unbewussten inneren

Konflikte ihr Kind nicht freudig erwarten konnten. Zum anderen Typus gehören die Mütter, die durch eine neurotische Unruhe und übertriebene Besorgtheit getrieben ihr Kind mit soviel Aengstlichkeit umgeben, dass sie es dadurch in vollem Sinne des Wortes „zugrunde erziehen“. Anscheinend wollen sie auf diese Weise etwas gutmachen. Hier handelt es sich in der Tat um eine neurotische Aeusserungsform, hinter der das Schuldbewusstsein stecken mag, dass die Mutter — natürlich ohne, dass es hier bewusst wäre, noch weniger aus ihrer Schuld — ihr Kind ungern zur Welt gebracht hat. Die erste Voraussetzung einer idealen Erziehung wäre also, dass die Geburt des Kindes mit Freude erwartet werden soll.

Es ist nicht unsere Aufgabe hier zu der Frage der Fruchtabtreibung Stellung zu nehmen. Es muss aber ausgesprochen werden: vom Gesichtspunkt des Kindes ist zu wünschen, dass es nur geboren wird, wenn man es gerne, mit Freude erwartet. Wo äussere, oder innere Motive gegen den ewigen Muttertrieb ankämpfen, soll man sich mit einem blossen Scheinsieg nicht begnügen. Es wäre natürlich in erster Reihe die Aufgabe der Gesellschaft die äusseren — also wirtschaftlichen — Hindernisse zu beseitigen. Es wäre damit unglaublich viel, jedoch nicht alles getan. Es müssen auch alle inneren — neurotischen — Motive beseitigt werden, die der freien Entwicklung der „ewigen“ mütterlichen Triebe im Wege stehen.

Wird aber ein Kind noch so gerne erwartet, es taucht doch noch die Frage auf:

Bub oder Mädel?

Der Mensch wird seit Urzeiten vom Streben geleitet, seinen Willen der Natur aufzuzwingen. Zum Glück besitzen wir keine Mittel, das Geschlecht des Kindes vorauszubestimmen. Ein wenig Phantasie genügt, um sich vorstellen zu können, was für eine katastrophale, die ganze Welt und die Gesellschaftsordnung im Grunde erschütternde Folgen eine derartige wissenschaftliche Entdeckung haben würde.

Unsere patriarchalische Gesellschaft sieht im erstgeborenen Sohn den Nachfolger, den Vertreter der neuen Generation. Dies bedingt, dass die heutige gesellschaftliche Auffassung den Wunsch: das erste Kind soll ein Knabe sein, fast zu einem seelischen Bedürfnis werden liess, wie denn ein Knabe allgemein lieber gesehen wird, als ein Mädchen. Es kämen lauter Knaben zur Welt und in kurzer Zeit gäbe es keine Frauen mehr, um Kinder zu gebären. Nun steht es einstweilen nicht in unserer Macht, das Geschlecht des Kindes zu beeinflussen. Dies bedeutet aber nicht, dass man in dieser Frage auf eine Stellungnahme verzichten würde.

Manchmal stellen sich die Eltern so bewusst auf die Geburt eines Knaben (oder Mädchens) ein, dass sie verzweifelt sind, wenn es umgekehrt ausfällt. Man hört von Fällen, wo der Vater seine Tochter nicht einmal „sehen“ will, wenn er einen

Sohn erwartet hat und umgekehrt. Es kommt aber auch vor, dass Vater und Mutter gegeneinander Stellung nehmen, die eine Partei will einen Buben, die andere ein Mädel und der eine Teil erblickt im Geschlecht des Kindes einen Sieg, der andere eine Niederlage. Ist einmal das Kind geboren, so ruft sein Geschlecht bei den meisten Eltern natürlich keine besondere Emotion mehr hervor, lässt es sich doch nicht mehr ändern. Dem ist aber nur scheinbar so, oder wenigstens nicht in allen Fällen. Zwei vielsagende Beispiele hiefür: Wie oft sieht man, dass die Mutter den Knaben mit langen Haaren, mädchenhaft erzieht. Wir wissen durch die analytische Erfahrung, welche unbefriedigte Triebwünsche darin zum Ausdruck kommen, dass die Mutter in dem allzu verzärtelten Sohn eigentlich die erwartete, aber nicht geborene Tochter erzieht. Das andere Beispiel ist die knabenhaft erzogene Tochter und da man nun eher Knaben, als Mädchen erwartet, kommt dieser Fall häufiger vor. Wir werden später, wenn wir die Frage der Geschlechtszugehörigkeit des Kindes besprechen, darauf hinweisen, welche schädliche Folgen es hat, durch das Kind als einen positionellen Vor- oder Nachteil empfinden zu lassen, ob es zum Knaben oder Mädchen geboren wurde. Uns interessiert diese Frage jetzt nur aus dem Gesichtspunkte, dass die Eltern in ihrer Stellungnahme, sich einen Knaben oder ein Mädchen zu wünschen, eigentlich ihr eigenes Leben, ihre verborgenen Wünsche zum Ausdruck bringen und in ihrem Kind tat-

sächlich ihr eigenes Kindesalter wiedererleben wollen. Die Grundlage des richtigen elterlichen Verhaltens besteht nun darin, das Kind nicht im Zeichen der eigenen Kindheit erziehen zu wollen. Alle Eltern haben die ersten erzieherischen Erfahrungen auf ihrer eigenen Haut erworben. Sie haben aber die drückenden Erfahrungen ihrer eigenen Kindheit längst vergessen und da sie nun selber Eltern geworden sind, identifizieren sie sich mit ihren Eltern, deren Rolle sie übernommen haben und nicht mit den Kindern, die sie einst selbst gewesen sind.

Um uns aber mit unseren Eltern identifizieren zu können, müssten wir viele Leiden unserer Kindheit wirklich vergessen. Wir wissen, es wird viele geben, die das nicht wahr haben wollen.

Eine riesige Wandlung unseres Lebens vollzieht sich nun. Während einst das Kind einfach die Erbschaft der Väter übernommen hat, muss sich die heutige Generation unter neuen Bedingungen eine neue Welt erschaffen.

„Die materialistische Lehre von der Veränderung der Umstände und der Erziehung vergisst, dass die Umstände von den Menschen verändert und der Erzieher selbst erzogen werden muss.“ (Marx: Thesen über Feuerbach.) Wir, die heutige Generation der Eltern und Erzieher sind unter anderen Umständen aufgewachsen als die heutigen Kinder. Wir sind die Produkte anderer Verhältnisse. Wir sind also diejenigen, die uns anpassen müssen, was soviel bedeutet, dass auch der Erzieher erzogen werden muss.

Unsere Aufgabe ist tragisch. Wir müssen die Kette zerreißen, deren Glieder von Generation zu Generation ineinandergegriffen haben. Wir müssen uns von der Gefühlswelt unserer Kindheit befreien, die Bindungen unserer Kindheit an die Eltern, die sich tief in unsere Seele eingewurzelt haben, lösen. Wie seltsam es auch klingen mag, müssen alle Eltern die Erziehung ihres Kindes von vorne anfangen, als wären sie selber nie Kinder gewesen, als wären sie nie jenen Eltern gegenübergestanden, deren Erbe sie angetreten haben.

Wie notwendig dies letztere ist, beweist eine andere, zum Glück immer seltener werdende Erscheinung. Wir machen nämlich dann und wann die Erfahrung, dass die Eltern sich an ihrem Kind für ihre eigene Kindheit rächen wollen. Sie legen ihm den selben Zwang des ewigen Verzichtens auf, der ihnen zuteil wurde. „Auch mich hat man so erzogen“ — rechtfertigen sich diese Eltern — und doch (dieses „doch“ klingt sehr verdächtig) bin ich ein Mensch geworden“; oder: „die väterlichen Prügel haben mich zum Menschen gemacht“. Hinter einem solchen Erziehungsprinzip steckt eigentlich das Gefühl: „Wurde ich einst mit Prügeln erzogen, warum soll es meinem Kinde besser ergehen?“ Die Aggression dem Kinde gegenüber hat sehr viele im Unbewusstsein wurzelnde Gründe, von denen wir hier nur die auffallenderen besprechen können und dies erklärt, warum manche Eltern so schwer davon zu überzeugen sind, dass man mit Prü-

geln nicht erziehen kann und auch nicht erziehen darf.

Zwei Typen von Eltern treten uns klar entgegen. Der eine betrachtet sich selbst als das Subjekt der Erziehung und das Kind nur als deren Objekt. Das heisst mit anderen Worten, dass die Betreffenden bei ihrer elterlichen Tätigkeit die Empfindung haben: das Kind ist ihretwegen da und nicht sie um des Kindes willen. Zu Eltern dieser Art werden Menschen, die in ihrer seelischen Entwicklung nicht die normale Stufe des „Erwachsenseins“ erreichen konnten, die gefühls- und verstandesmässig bei einer kritischen Station ihrer Kindheit steckengeblieben sind. Solche Eltern berufen sich auffallend oft auf ihre Elternliebe, die in der Tat in diesem Fall reiner Selbstzweck, bloss eine verkappte Form der Eigenliebe, des elterlichen Narzismus ist. Leider begegnet man nur allzuoft solchen Müttern, deren überspannte Mutterliebe nicht dem Kinde, sondern sich selbst gilt.

Der andere, der Typ der befreiten Eltern, ist jener, der sich bewusst macht, dass das Subjekt der Erziehung immer nur allein das Kind ist. Alles ist des Kindes wegen da. Wir wissen, dass wir mit diesem Prinzip von den Eltern sehr viel verlangen: die höchste Selbstverleugnung. Darum, wenn es auch eine so schwere Aufgabe ist, letzten Endes müssen die Eltern einsehen, dass die Erziehung nicht nur ihretwegen, nicht nur zur Befriedigung ihrer eigenen elterlichen Freuden da ist, sondern um des

Kindes Willen geschieht alles. Diese Zweckrichtung muss gefördert werden. Ihr gesellschaftlicher Ramen muss innerhalb der Familie gegeben sein. Die Eltern, die den Heroismus aufbringen, auf „Erziehung“ zu verzichten — „Erziehung“ ist in diesem Sinne das Feld der von unseren Eltern übernommenen, von unserem eigenen Gefühlsleben bestimmten Affekte — und es dem Kinde überlassen, „sich selbst zu erziehen“, jene Eltern, die nur Helfer, Förderer sind, die die frühen Hindernisse aus dem Weg räumen und die Bahn ebnen, erhalten für ihren Verzicht einen positiven Gewinn: sie werden in ihrem Kinde neu erstehen, in jenem frischen Spross, der an der Seite solcher schon befreiten Eltern zu einem gesunden, ganzen Menschen wird.

II. KAPITEL.

DIE SEELE DES SÄUGLINGS.

DIE VERTREIBUNG AUS DEM PARADIES. — WOHIN WIR UNS IMMER ZURÜCKSEHNEN. — WIR WERDEN IN DIE GESELLSCHAFT HINEINGEBOREN. — NICHT NUR DAS GEBÄREN, AUCH DAS GEBORENWERDEN IST EINE QUAL. — DAS WEINEN DES KINDES. — ZWEI SÄUGLINGS-RITUALE: DAS AUFHEBEN UND DAS WIEGEN. — DER ERSTE KAMPF DES SÄUGLINGS MIT SEINER UMGEBUNG.

Wir kommen alle nackt zur Welt.

In dem Augenblick, da die Lunge sich mit Luft füllt und die Nabelschnur durchschnitten wird, ist der vollkommenste, glücklichste, der „paradiesische“ Abschnitt des Lebens beendet: jene neun Monate

der vollkommenen Ruhe, in denen alle unsere Lebensfunktionen durch einen anderen Menschen, durch die Mutter verrichtet wurde. Unsere erste Aeussderung, mit der wir uns der Welt zuwenden, ist: das Weinen. Unsere Augen sind noch blind, unsere Ohren noch taub. Doch wir weinen schon, wir spüren schon Schmerzen. Die entsetzliche Tortur der Geburt haben wir überstanden und unser Organismus beginnt seine Arbeit. Wir atmen. Wir müssen uns auch ernähren. Es gibt niemanden, der für uns dies täte.

Nackt kamen wir zur Welt und was wir mitbrachten, sind unsere ewige Triebe, denen ihre Funktionen schon geläufig sind. Unsere Lunge weiss schon, was sie zu tun hat, um den Organismus mit Sauerstoff zu versorgen. Unsere Verdauungsorgane harren der Nahrung, um diese zu verarbeiten, in Blut zu verwandeln. Mit diesen Trieben, deren Bestimmung es ist, befriedigt zu werden, von Augenblick zu Augenblick zu sterben und neu zu erstehen, werden wir in die Gesellschaft hineingeboren. Die Erfahrungen unendlicher Zeiten bewirkten es, dass das Kind als Gemeinschaftswesen auf die Welt kommt. Sein Organismus erwartet, ist mit allen Einrichtungen darauf eingestellt, versorgt zu werden. Sonst ginge es zugrunde.

Diese Einstellung auf ein gesellschaftliches Sein äussert sich vorläufig im Negativen: in der völligen Hilflosigkeit des Säuglings, mit der er zum Tode verurteilt wäre, würde er mit seinem ganzen Organis-

mus nicht voraussetzen, dass er von einer fertigen Einrichtung erwartet wird. Diese steht ihm noch lange zur Seite, ganz bis er sich zu einem vollwertigen Organismus entwickelt. In der Natur dauert die Entwicklung des menschlichen Sprössling am längsten.

In dieser Hilflosigkeit des Säuglings kann man die Voraussetzung bestätigt finden, dass die Triebe schon vor der Geburt in einem Kompromiss übereingekommen sind, d. h. dass zwischen einer Gruppe von Trieben, die um jeden Preis nach ihrer Befriedigung verlangt, mit einer anderen Gruppe von Trieben, in der die Zugehörigkeit zur Gesellschaft zum Ausdruck kommt, eine Wechselwirkung vorhanden ist. Es spricht sehr viel dafür, dass der Mensch im Laufe seiner phylogenetischen Entwicklung als ein späteres Produkt seines mitgebrachten Organismus sich im Vorhinein dem Umstand anpasste, dass der Rahmen seines Lebens von einer Gesellschaft gbeildet wird.

Mit dem ersten Saugeakt hat der Mensch seine gesellschaftliche Tätigkeit noch lange nicht begonnen und das erste Weinen ist noch kein Signal für die Gesellschaft.

Was bedeutet das erste Weinen?

Die allgemeine Auffassung sieht im Weinen die Aeusserung des Unbehagens. Wir können voraussetzen, dass das Weinen des Säuglings schon eine Ableitungsform des Schmerzes ist, eine vielleicht nützliche Reaktion des Organismus, die die Lunge zu

vollkommenerer, ergiebigerer Arbeit zwingt. Es ist sehr fraglich, ob dieses Weinen irgendeine Identität mit dem späteren Weinen hat, dessen psychischer Dynamismus dazu bestimmt ist irgendetwas aus der Seele zu tilgen, zu „verwaschen“. In der russischen Sprache lautet das Synonym des Weinens: er hat seine Seele „ausgewaschen“. Das Kind weint. Die Mutter betrachtet dies als eine Äußerung einer Unlust, nimmt das Kind — nach uraltem Ritual — auf den Arm, oder wiegt es, damit es einschlafe. Sie singt auch dazu, um den Rhythmus des Wiegens zu bestimmen. Die uralte, in die Unendlichkeit der Zeit zurückgreifende Erfahrung erwies sich als richtig. Fehlt dem Säugling tatsächlich nichts Besonderes, so beruhigt er sich und schläft ein.

Was ist in ihm vorgegangen?

Die Lebensform des Säuglings hat sich mit der Geburt verändert. Es scheint, als zeigten unsere ersten Erfahrungen: es ist nicht gut zu leben. Die Geburt ist eine ungeheure Qual für die Mutter, aber eine vielleicht noch entsetzlichere für das Kind. Natürlich überwindet der Säugling diese Veränderung nicht so leicht, diese erste, allerschwerste Veränderung, die den Menschen trifft. Im Mutterleibe war es „warm, dunkel und reizlos“ (Freud) und jetzt auf einmal hört diese Stille um ihm auf und wenn auch sein Auge auf das Licht noch nicht reagiert, so ist er doch von Helligkeit umgeben. Geräusche sausen in das noch taube Ohr und

tausend Reize treffen den Säugling. Sein Verhalten erweckt den Anschein, als könnte er sich mit dieser Welt nicht abfinden, als sehnte er sich in den Mutterleib zurück. Er schläft ungeheuer viel: auch dies gleicht dem intrauterinen Zustand. Vielleicht kann als Beweis die Erscheinung angesehen werden, dass im Schlafe auch viele Erwachsene eine der embryonalen Stellung ähnliche Lage einnehmen. Wenn man den Säugling aufhebt und an sich drückt, ruft man jene Wärme und Abgeschlossenheit wieder hervor, in der er sich im Mutterleibe befand. Mit dem Wiegen wird der Rhythmus wiederholt in dem er sich im Bauche der Mutter beim Gehen wiegte. Auch das Saugen selbst dient nicht bloss dem Mechanismus der Nahrungsaufnahme, sondern es hat zugleich die Bedeutung, dass der Säugling wieder zu einem gemeinsamen Leib mit der Mutter verwächst, dass die zwei getrennten Körper durch einen einheitlichen Säftekreis vereint werden. Man soll aber auch überlegen, dass im mütterlichen Trieb der Gegenpol des kindlichen Verlangens zum Ausdruck kommt. Auch die Mutter möchte jene Einheit aufrechterhalten, die mit der Geburt zerrissen wurde. Wenn sie in der Extase der Mutterliebe ihr Kind an sich drückt, könnte man fast sagen: sie drückt es „in sich“. Daher bleibt die Tradition des Aufhebens und Wiegens, die der Kinderwiege und des Wiegenliedes bestehen.

Nach alldem wird die Beziehung zwischen Weinen und Aufheben leicht verständlich. Wir sahen:

der Grund des Weinens ist, dass der Säugling eine Unlust verspürt. Man nimmt an, dass das Weinen selbst eine Erledigungsform ist. Während des Weinens kann aber der Säugling eine neue Erfahrung erwerben. Man hebt den Säugling auf und beginnt ihn zu wiegen. Alle Liebensäusserungen der Umgebung können damit die Erinnerung an den Zustand vor der Geburt hervorrufen. Und nun beginnen im Säugling ganz allmählich blasse Zusammenhänge aufzudämmern, der erste göttliche Funke des Verstandes leuchtet auf. Das Weinen, das vorher noch bloss eine physiologische (Lebens)-äusserung war, erhält einen Sinn, es gewinnt einen Zweck. Das Weinen des Säuglings ist von nun an kein blosses Signal, sondern ein Werkzeug des unbewussten Wunsches, aufgenommen und gewiegt zu werden. Und damit hat der Säugling seine ersten Erfahrungen erworben, nach deren Muster er sich neue und immer neuere Mittel zur Erreichung seiner Zwecke schafft.

Die Mutter, die sich über diesen seelischen Vorgang nicht im Klaren ist und nur ihren Gefühlen folgt, hebt natürlich den Säugling bei jedem leisen Wimmern auf und wiegt ihn ein. Die Folge davon ist: der Säugling weint nun mit immer grösserer Überzeugung und erzwingt durch sein Brüllen mit einer immer unnachgiebigeren Verstocktheit, aufgehoben zu werden. Der Säugling hat also gesiegt, seinen Willen durchgesetzt. Er hat sich damit bereits eine für das ganze Leben gültige Erfahrung erwor-

ben: man kann sich auch durch Weinen durchsetzen. Wahrlich, es kostet eine schwere Überwindung, den Säugling nicht aufzuheben, zumal es auch für die Mama eine grosse Lustquelle bedeutet. Und doch müssen wir sagen: man hebe den Säugling nicht auf, wiege ihn nicht ein. Ja, man möge sogar das Zeitalter der Wiegenlieder vergessen. Man soll auch dann fest bleiben, wenn dem Kinde etwas fehlt. Man hilft ihm nicht, wenn man es aufhebt und wiegt. Dies gilt sogar für Grossmama und Grosspapa und für alle Tanten.

Wir können unsere psychologische Auffassung nicht oft genug betonen, dass der Mensch eine unteilbare (Individuum-unteilbar) körperliche und seelische (psychophysische) Einheit ist. Dies bezieht sich nicht nur auf die Leib-Seelenfunktionen, sondern auch auf die Einheit des ganzen Lebensprozesses. So beginnt die Bildung des Charakters schon in den ersten Tagen des Säuglings mit jener frühen Erfahrung, die er sich mit dem Weinen erwirbt und die er dann später, wenn auch in veränderter Form, sein ganzes Leben hindurch anwenden kann. Natürlich gewöhnt er sich später das Weinen ab, dies kann uns aber nicht irreführen. Der „Charakterzug“, der sich so früh in einem solchen immer weinenden, die Mutter terrorisierenden winzigen Säugling äussert, bleibt unter veränderten Umständen auch weiter bestehen. Das Weinen als Mittel wird zwar aufgegeben, aber nur deshalb, weil das Kind sich zur Erreichung seines Zweckes andere,

zweckmässigere, nützlichere, derselben Erfahrungskategorie angehörende Mittel erwirbt. Bereits hier setzt also für Mutter, Amme und Pflegerin jene Tätigkeit ein, die in allen Handlungen des Kindes einen Grund und Zweck sucht und ihre eigene Haltung danach richtet. Versagt das Handeln der Mutter bei dieser ersten Probe, so muss sie damit rechnen, dass sie dem ans Aufheben und Einschläfern gewöhnten Kind ein Mittel in die Hand gegeben hat, das das Kind bei jeder Gelegenheit gebrauchen wird. Die altmodische Auffassung, dass das Wiegen dumm macht, halten wir für einen Aberglauben. Wäre dem so, dann gäbe es immer noch weniger dumme Erwachsene, als es von rechtswegen geben müsste. Unsere Erfahrungen lehren uns aber, dass ein solcher, sich mit Weinen durchsetzender Säugling seine ersten Erfahrungen und scheinbare Bestätigungen zu einem Charaktersystem entwickelt und unaufhörlich von einem jeden nur empfangen will. Im Laufe unserer Kinderanalysen erhalten wir bei egoistisch-terroristischen, nur auf sich selbst bedachten Kindern auffallend häufig die Aufklärung von den Angehörigen, dass sie als Säuglinge solange weinten, bis sie aufgehoben wurden. Einmal niedergelegt, fingen sie wieder zu weinen an und waren nur durch Wiegen zum Einschlafen zu bringen.

Bei dem Säugling, der nicht aufgehoben und gewiegt wurde — auch dann nicht, wenn er krank war — bleibt das Weinen als ein Signal des Orga-

nismus eine Zeitlang bestehen, wird aber nie zu einem Mittel gegen die Erwachsenen. Die Entwöhnung des durch Aufheben zum Wiegen und dadurch zum Weinen erzogenen Kind erfordert aber schon eine grosse Arbeit, viel Geduld und starke Entschlusskraft. Man weiss, die Mutter findet sich schwer damit ab, ihr weinendes Kind nicht aufzuheben. Hebt sie es aber auf, so dient sie dann nur der eigenen Befriedigung und nicht dem Interesse des Kindes. Siegt hingegen in der Mutter nicht das Triebhafte, sondern der Entschluss zu einer zielbewussten Erziehung, so entwickelt sich in der Seele des Kindes weder Angst noch Unruhe, es wird nicht gezwungen mit den, ihm zur Verfügung stehenden neurotischen Reaktionsmöglichkeiten sich zu verteidigen. Ist doch dies das Alter, in welchem sich die Keime der Angst, die in späterem Leben soviel Unheil ausrichten, entwickeln. Gleichzeitig verlieren oft auch die Eltern, trotz gutem Willen, den erzieherischen Boden unter sich, verlieren die Ruhe, die Folgerechtigkeit ihrer Erziehung und kommt nicht rechtzeitig Aufklärung, so müssen sie ohnmächtig der neurotischen Angstsymptome ihres Kindes zusehen.

III. KAPITEL.

INSTINKT UND ERZIEHUNG.

DIE ERSTEN HILFSMITTEL DER ERZIEHUNG: UHR UND WAAGE.
— DIE AUSGESTALTUNG DES LEBENSRYTHMUS — ÜBER DIE
INSTINKTE — DIE SOZIALEN INSTINKTE UND DAS GEMEIN-
SCHAFTSGEFÜHL. — WAS JEDEM SÄUGLING GEMEINSAM IST: DIE
UNBEHOLFENHEIT. — KRITIK DES MUTTER-INSTINKTES. — DIE
MUTTERLIEBE STEHT IM DIENSTE DES KINDES. — DER MUTTER-
INSTINKT FÖRDERT SICH SELBST. — DAS MASS DER MUTTER-
LIEBE IST: HEITERKEIT.

Das wichtigste Instrument der Säuglingserziehung ist die Uhr. Sie ist das wunderbare Werkzeug, das die Mutter zur Hilfe nimmt, als sie zum erstenmal das kleine, triebhafte Leben des Säuglings der Gesellschaftsordnung, dem Rhythmus der Zeit anzupassen bestrebt ist. Die genaue Einteilung des Stillens bringt den ersten, von aussen kommenden Rhythmus, der für jeden gesunden Organismus in allen Lebensäusserungen scheinbar unentbehrlich ist. Die Mutter beginnt ihre erzieherische Arbeit mit der Uhr in der Hand. So, wie das Herz im Rhythmus schlägt, die Lunge rhythmisch atmet, wird auch die Nahrungsaufnahme und Verdauung zu einer rhythmischen Funktion. Eine moderne, amerikanische psychologische Methode, der „Behaviorismus“, erblickt die Aufgabe der Erziehung in der Schaffung und Ineinanderfügung solcher Rhythmen. Wie grosse Bedeutung der Rhythmus des Stillens besitzt, weiss jede sorgsame Mutter.

In der Schaffung dieses Rhythmus hat der Säugling eine noch völlig passive Rolle. Die Mutter be-

stimmt, wann er die Nahrung zu bekommen hat. Die moderne Erziehung wägt ja die aufgenommene Milchmenge an Hand der Gewichtszunahme des Säuglings nach Grammen. Man ist bestrebt, in der Säuglingserziehung ein geradezu mechanisches System einzuführen, wir erziehen mit Uhr und Waage und wissen wohl, welche entscheidende Bedeutung diese genaue Ordnung für die gesunde Entwicklung des Säuglings hat.

Ist nun diese mechanische Ordnung, dieser genaue Rhythmus bloss für die organische Entwicklung des Säuglings unentbehrlich? Bedeutet die genaue Einhaltung der Stillzeit nicht zugleich die Eroberung eines anderen Gebietes? Ist sie nicht zugleich eine gesellschaftliche, also erzieherische Tätigkeit der Mutter?

Mit der genauen Zeiteinteilung des Stillens beginnt eigentlich ein Prozess, welcher den Gang der Erziehung und zugleich die auf das ganze Leben auswirkende Charakterbildung bestimmt. Dieser Prozess wird durch zwei Faktoren bedingt: der eine ist der Säugling mit seinen nach Befriedigung drängenden Trieben, der andere die Gesellschaft, die bestimmt, in welcher Form und in welchem Maße diese Triebe befriedigt werden dürfen.

Wir wissen: es gibt keinen Menschen, der für sich allein da ist, also auch kein individuell-abgesondertes Seelenleben, sondern nur ein solches, dessen Entwicklung und Aeusserungsformen auf der Wechselwirkung der beiden Faktoren: Trieb und Gesell-

schaft, beruhen. Unsere These: der Säugling ist in die Gesellschaft hineingeboren, bedeutet also, dass vom Augenblicke der Geburt an, alle Aeusserungen des Säuglings sich im Zeichen dieser beiden Komponenten abspielen und das Verhältnis der beiden ausdrücken. Nach Auffassung der Psychoanalyse vertreten die Triebe und die Gesellschaft notwendigerweise entgegengesetzte Kräfte. Alle Triebe dienen nur dem Individuum, sie sind also asozial. Indem Freud von der Asozialität der Triebe spricht, führt er die Entwicklung der kindlichen Seele und somit den seelischen Werdegang des Menschen überhaupt auf jene Mechanismen zurück, durch welche die Gesellschaft einen Teil unserer Triebe zum Tode — zur Unterdrückung — verurteilt, einen anderen Teil dagegen in umgewandelter, gesellschaftlich erlaubter, „sublimierter“ Form zur Befriedigung gelangen lässt. Durch diese Sublimierung ist unsere Kultur entstanden, die Kunst, die Literatur, die menschliche Zivilisation. Jedoch sind Sublimierung und Trieberfüllung keine Gegensätze. Nur ein gesundes Triebleben ermöglicht, dass der Mensch einen Teil seiner Triebe ohne Schaden verdränge und den anderen Teil die Entwicklung befördernd sublimiere.

Im Gegensatz hiezu anerkennt zwar Alfred Adlers „Individualpsychologie“, dass eine gewisse Gruppe der Triebe unbedingt asozial ist — sie bezeichnet diese als „Aggressionstriebe“ —, doch stellt sie zugleich die These auf, dass wir auch Triebgruppen mit auf die Welt bringen, die von vornherein

eine Harmonie zu schaffen trachten, oder vielleicht richtiger: die von vornherein diese Aggressionstrieb zügeln. Dies ist es, was die Individualpsychologie „Gemeinschaftsgefühl“ nennt. Die Grundlage dieses „Gefühls“ ist jener uralte biologische Trieb, der sich in der Herdenbildung des Urmenschen geäußert hat (Herdeninstinkt). Dieses Gemeinschaftsgefühl ist also eine biologische Gegebenheit — nach Adler „die Logik des Lebens“ —, und seine primäre Äusserung ist: das „Zärtlichkeitsbedürfnis“. Die Äusserungen der Mutterliebe befriedigen schon eine solche Triebgruppe, den Trieb des Zärtlichkeitsbedürfnisses.

Den Parallelismus der beiden psychologischen Auffassungen finden wir auch auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Weltauffassung vor. Während Darwin die Entstehung der Arten auf das Prinzip des *Struggle for life*, also auf den Kampf zurückführt, in dem der Tüchtigere seine Kraft rücksichtslos einsetzt, nimmt Kropotkin durch Annahme des Prinzips der gegenseitigen Hilfe an, dass die Logik der Natur an Stelle des Kampfes die Verständigung, die gegenseitige Hilfe setzen kann. Die Freudsche Psychologie ist mit ihrer Auffassung, wonach die Triebe ihrem Wesen nach asozial sind, in diesem Sinne die Projektion der Darwinschen naturwissenschaftlichen Denkweise, während der Kropotkinschen Theorie die Auffassung Adlers entspricht.

Es ist nicht unsere Aufgabe, Diskussionen um Theorien zu entscheiden, wie wir ja jedem psycho-

logischen Dogmatismus fernstehen. Wir verwenden vom Gedankengut der psychologischen Schulen, was vom praktischen Gesichtspunkte der Erziehung aus verwertbar ist und der einzige Maßstab unserer Stellungnahme ist in jedem Falle der Gesichtspunkt der Praxis. Während Adlers Individualpsychologie als ein gut verwendbares, wenn auch ein wenig steifes System — und nicht mehr als System — der Erziehung bewertet werden kann, führte die Freudsche Tiefenpsychologie — die Psychoanalyse — mit ihrer naturwissenschaftlichen Methodik zu ganz neuen Erkenntnissen über den Dynamismus der menschlichen Seele, stellte neue, bisher unbekannte Möglichkeiten zur Heilung seelischer Erkrankungen der Therapie zur Verfügung und eröffnet gleichzeitig für die Prophylaxe, für die Verhütung seelischer Erkrankungen durch Erziehung vielverheissende, weitreichende Möglichkeiten.

Die analytische Psychologie bringt die Menschwerdung aller Säuglinge auf einen gemeinsamen Nenner. Dieser, allen Säuglingen gemeinsame Faktor ist: die Hilflosigkeit, mit der sie auf die Welt gekommen sind. Sie bedeutet für das Kind, dass es zur Befriedigung seines primären Trieblebens die äussere Hilfe der Gesellschaft der Erwachsenen nötig hat. Dies bedeutet aber zugleich auch ein Abhängigkeitsverhältnis. Sobald es dem Säugling klar wird, dass alles Gute von den Erwachsenen kommt, ist er auch gezwungen, zur Kenntnis zu nehmen, dass er nur soviel des Guten erhalten kann, als ihm

die Gesellschaft der Erwachsenen bewilligt. Das „Gute“ wird hier nicht als moralischer Begriff genommen (wie ja den Begriffen der Psychologie keine moralische Wertung anhaftet), sondern als die Möglichkeit der Triebbefriedigung.

Das Kleinkind befindet sich der Gesellschaft der Erwachsenen gegenüber — deren Vertreterin ihm gegenüber im ersten Abschnitt seines Lebens die Familie, in erster Reihe die Mutter ist — ständig in einer Gefühlsambivalenz. Die Aussenwelt schenkt ihm Liebe, doch geht dies zugleich mit Einschränkungen einher. Durch die Liebe schaltet sich der Säugling in die Welt ein, er verwächst mit ihr, wird zum sozialen Wesen, zugleich aber wird er durch die Einschränkungen, die ihm von der Gesellschaft auferlegt werden, zur Aggression, zum Kampf angespornt. Da nun sowohl die Liebe, als auch die Einschränkung von der Gesellschaft der Erwachsenen kommt, ist das Streben des Kleinkindes logisch, selbst zum Erwachsenen, zum Spender der Liebe und gleichzeitig auch zum Herren über jene Einschränkungen zu werden. Je hilfloser, je unbeholfener das Kind ist, umsomehr braucht es die Liebe, umso härter empfindet es die Einschränkungen. Umso intensiver ist also auch der Drang in ihm, den Adler „Geltungsstreben“ nennt. Das Kleinkind empfindet diese angeborene und seiner Lage entspringende Ohnmacht als ein Unlustgefühl, das andererseits durch die Tendenz, sich Geltung zu verschaffen, kompensiert und wettgemacht wird. Je tiefer die

Empfindung der Ohnmacht, umso intensiver ist das Geltungsstreben, was mit dem Streben nach den kindlichen Lusterfüllungen gleichbedeutend ist.

Der Säugling erwirbt sich schon früh Erfahrungen, die ihn befähigen, dieses Minderwertigkeitsgefühl zu überwinden. Eine dieser Erfahrungen war es z. B., als er durch Weinen erreichte, dass man ihn aufhob, also die Blockade der Erwachsenen gegen ihm eingestellt wurde. Er verschaffte sich Geltung, zwang seinen Willen den Erwachsenen auf. Die Aufgabe der Erziehung ist es, dem Kinde die Erwerbung von Erfahrungen zu ermöglichen, durch die es dieses Minderwertigkeitsgefühl auf nützliche Weise kompensieren, überwinden vermag. Der Maßstab dieser Nützlichkeit ist, wie weit sie den Interessen des Individuums dient, ohne jedoch die harmonische Einfügung in die Gesellschaft zu stören. Nach unserer Auffassung, ist das ideale Ziel der Erziehung: „der Mitmensch“, der Gemeinschaftsmensch, der es versteht, seine eigenen individuellen Strebungen mit dem gesellschaftlich Nützlichen in Einklang zu bringen.

Bevor wir fortfahren, müssen wir noch die Rolle der „Mutterliebe“ beleuchten. Wir nehmen an, als ob der erste Lebensabschnitt des Säuglings völlig von der Sehnsucht nach dem intrauterinen (vorgeburtlichen) Zustand ausgefüllt wäre. Das biblische Wort „Paradies“ drückt eigentlich symbolisch dasselbe aus. Auch nach dem Volksmund ist dies der höchste Grad des Guten. („Nicht einmal im Mut-

terleib hast du es besser gehabt“, sagt eine ungarische Redewendung.) Der Mensch kann die gefühlsmässige Erinnerung an jenen glücklichen Zustand sein ganzes Leben lang nicht loswerden und vielleicht ist die Todessehnsucht, die verborgen in allen seelischen Aeusserungen unseres Lebens mitschwingt, nichts anderes, als die Sehnsucht nach diesem verlorenen Paradies. Doch dies gehört schon in das Gebiet der Metapsychologie.

Nun sollen wir diese Frage aus dem Standpunkte der Mutter betrachten. Auch für die Mutter war die Schwangerschaft die Zeit der vollkommensten Befriedigung des Muttertriebes. Auch sie hat es nicht leicht. Auch der mütterliche Trieb findet sich nicht ohne weiteres damit ab, dass dasjenige, was mit ihr ein Leib war, was sie unter ihrem Herzen trug, mit ihrem Blute nährte, sich nun von ihr losreisst, nach Unabhängigkeit, Selbständigkeit strebt. Dies ist die Tragödie des Muttertriebes, die einen immer vollständigeren Verzicht erfordert. Indem wir von der Rolle des Muttertriebes in der Erziehung sprechen, decken wir in Kenntnis dieses Umstandes eigentlich einen Widerspruch auf. Der Inhalt dieses Triebes besteht darin, die Einheit mit dem Säugling möglichst vollkommen und möglichst lange zu wahren. Der Muttertrieb ist in seiner ursprünglichen Form ein ständiger Protest gegen die immer vollständigere Loslösung, Absonderung des Säuglings. Nun zielt aber die Erziehung auf die Selbständigkeit des kindlichen Lebens ab. Dementsprechend müssen

wir Mutterliebe und Muttertrieb voneinander zu unterscheiden wissen. Wir erblicken in der Mutterliebe eine umgewandelte, sublimierte, sozial gewordene Form des Muttertriebes, wobei die Mutter nicht mehr ihre Urtriebe befriedigt, sondern ihre gesellschaftliche Aufgabe im Interesse des Kindes erfüllt.

Es ist für uns äusserst wichtig, endlich entscheiden jede falsche Sentimentalität zu überwinden und den Muttertrieb von der Mutterliebe zu unterscheiden. In der Einleitung unseres Buches wiesen wir darauf hin, dass das Subjekt der Erziehung immer das Kind ist; dass hiebei nichts um unserer Triebbefriedigung und alles um des Kindes willen geschieht. Dort, wo nur der Muttertrieb sich manifestiert, befriedigt er sich selbst, was auch selbstverständlich ist, denn jeder Trieb will um seinetwillen befriedigt sein. Die bewusste Erziehung appelliert nicht an diesen mütterlichen Urtrieb, sondern an dessen schon umgewandelte, zum sozialen Wert erhobene, sublimierte Form: an die Mutterliebe. Ihre Erscheinungsform, ihr unentbehrliches Attribut ist jene ständige, ruhige Heiterkeit, die das Kind umgibt. Der mütterliche Trieb kann seine, oft neurotischen Aeusserungen, seine stürmischen Gefühlsausbrüche haben. Die Mutterliebe hingegen schafft diese ruhige, harmonische, heitere Atmosphäre um sich.

Jede Mutter kann an dieser Heiterkeit ermes-
sen, ob sie in der Erziehung ihres Kindes bloss ihr

Triebleben befriedigt, oder ob sie tatsächlich die höher geartete Mutterliebe zur Geltung gebracht hat. Man kann natürlich auch im Zeichen dieser Mutterliebe Fehler begehen, wir haben jedoch das Gefühl, dass jene ruhige Heiterkeit, die das Kriterium der Mutterliebe ist, für sich allein diese Fehler neutralisiert oder zumindest auf ein Minimum beschränkt. Sucht die Mutter oder der Erzieher — schliesslich ist jede Erziehungsarbeit eine mütterliche und jede mütterliche Tätigkeit eine erzieherische — einen kritischen Maßstab für die Richtigkeit ihrer Handlungen, so ergibt sich ein solcher am ehesten durch die Erwägung, inwieweit die betreffende Handlung von Heiterkeit, von Ruhe erfüllt war. Verhält es sich so, dann ist jedem grösseren Unglück vorgebeugt.

Der Schlüssel aller Erziehungsprobleme ist unser unabänderlicher Satz, den man in jedem Falle anwenden kann: wir wollen die Kinder mit Heiterkeit und Frohsinn erziehen. Eine heitere Mutter wird selten schlimme, nervöse Kinder haben.

Wir wissen wohl, dass das Leben viel zu schwer ist, als dass die Mutter inmitten all der Nöte und Sorgen immer froh sein könnte. Die Mutterliebe bedeutet in diesem Sinne jene Widerstandsfähigkeit gegen die tausend und abertausend Schwierigkeiten des Schicksals, kraft deren sie die schwere Atmosphäre des Lebens vom Gebiet der Erziehung fernzuhalten vermag. Wir wissen, dies ist eine schwierige Aufgabe, die einen heroischen Kampf erfor-

dert, doch erblicken wir die heldenhafte, wunder-
volle Hoheit der Mutterschaft gerade darin, dass sie
trotz aller Bitternisse des Lebens dem Kinde gegen-
über diesen „Frohsinn“ zu entwickeln vermag, um
ein Wort zu gebrauchen, das die seelische, geistige
und körperliche Entwicklung des Kindes in einer
höheren Einheit darstellt.

IV. KAPITEL.

DIE SEHNSUCHT NACH LIEBE.

DER MUTTERKUSS. — FREUDEN UND GEFAHREN DES BADENS
UND DER REINIGUNG. — DIE EROGENEN ZONEN. — DAS ERSTE
LÄCHELN. — DIE ZUGEHÖRIGKEIT ZUR GEMEINSCHAFT. — SEHN-
SUCHT NACH LIEBE. — DIE ZWEI FEHLERQUELLEN: MANGEL AN
LIEBE UND ÜBERHITZTE LIEBE.

Baden und Reinigung sind für Mutter und
Säugling eine gleich ergiebige Freudenquelle. Der
Säugling ist im Mutterleib ebenfalls von einer Flüs-
sigkeit umgeben, gleichsam in Erinnerung an die
Urzeit der Entstehung des Lebens, als noch alles Le-
bendige von Wasser bedeckt und eingehüllt war. Die
Haut des Säuglings hatte sich an die stetig-liebko-
sende Wärme des Fruchtwassers gewöhnt, und so
erinnert sich vielleicht der Säugling auch beim Ba-
den mittels der feinen Poren seiner Haut an die
Glückseligkeit der Zeit vor der Geburt. Diese Emp-
findlichkeit der Haut bleibt auch später bestehen.
Der Säugling kann mittels der Haut Lustempfindun-
gen gewinnen; die ganze Hautoberfläche ist erogen,

also eine Lustquelle. Das volle Maß dieser Lust wird beim Baden erreicht, als die ganze Hautoberfläche von dem warmen, samtigen Wasser gleichmässig berührt wird. Eine Lustquelle ist aber auch das Streicheln und — der Kuss. Man hört und liest über diese Lustquelle oft, dass sie einen „sexuellen Inhalt“ hat. Dieser Bezeichnung bedient sich die Psychoanalyse, was bereits zur Quelle zahlreicher Widerstände wurde. Nach der landläufigen Auffassung gehören zur „Sexualität“ lediglich die Funktionen des Geschlechtslebens und sie trifft auch in diesem Sinne eine Unterscheidung zwischen Kuss und Kuss, Liebkosung und Liebkosung. Nach der analytischen Auffassung bezieht sich jedoch dieser Ausdruck auf alle Lustgefühle, die der Mensch sich von der Geburt an mittels des Körpers erwirbt, ohne Rücksicht auf ihre sonstigen Beziehungen.

Die Hautoberfläche bösst diese Erregbarkeit immer mehr ein, sie beschränkt sich auf kleinere Gebiete, die sogenannten „erogenen Zonen“, so z. B. die Lippen. Auch auf die Lippen der Mutter. Man könnte sagen, dass im Mutterkuss die Lust der Erinnerung an den intrauterinären Zustand sich auf die Epidermis der Lippen konzentriert. Doch uns interessiert hier bloss die Tatsache, dass der Mutterkuss nicht immer seine idealisierte, von Dichtern besungene Form annimmt, sondern — leider viel häufiger, als man glaubt — auch jene andere, die bereits geeignet ist, auf die Entwicklung des Kindes einen schädlichen Einfluss auszuüben. Das Baden, Ab-

trocknen, Bestreuen sind oft nicht bloss Reinigungsfunktionen. Die Mutter merkt, dass es dem Kinde Lust bereitet, wenn man seine Geschlechtsorgane, den After wascht, abtrocknet: an seinem Gesichtchen erscheint dasselbe Lächeln, das wir beim Stillen erblicken. Es fällt in der Tat schwer, sich mit dem Engelslächeln des Säuglings zu sättigen und die Mutti verweilt, um dieses Lächeln hervorzuzaubern, länger bei dem empfindlichsten Teil des Kindes, beim Geschlechtsorgan, als es unbedingt nötig wäre.

Wir wollen den Leitsatz nicht vergessen, dass in der Pflege und Erziehung des Säuglings alles um des Säuglings willen erfolgen muss. Selbst der Mutterkuss kann schwere Folgen nach sich ziehen, wenn er das nötige Maß der Befriedigung des „Zärtlichkeitsbedürfnisses“ überschreitet. Wir wollen den Mutterkuss keineswegs verpönen, doch sollten die Mütter unseren Rat befolgen, das Küssen auf ein Mindestmass zu beschränken und es unter keinen Umständen anderen erlauben den Säugling zu küssen, damit die Fixierung der Hautoberfläche als Lustquelle vermieden werde. Dies gilt in gleichem Masse für die Grosseltern, wie für die stereotyp erscheinenden Tanten und Verwandten. Bei der Reinigung ist ein Kitzeln des Säuglings unvermeidlich, besonders an den erogenen, erregbaren Partien der Hautoberfläche, den Geschlechtsorganen und der Aftergegend, was dem Säugling natürlich eine Lust bereitet. Das Lächeln und spätere Jauchzen des

Kindes, als es nach dem Baden abgetrocknet und bestreut wird, ist ein Signal für die Mutter, keine früh verschaffbaren Lusterfahrungen zu steigern, die wohl später verdrängt werden, jedoch ihre Spuren in der Entwicklung des seelischen Apparates hinterlassen.

Eigentlich gehört zu diesem Fragenkomplex auch die Entstehung des Lächelns. Wir meinen freilich nicht nur jene unbeschreibliche Verzückung, die das Gesicht des Kindes während des Stillens und im Schläfe überströmt, und deren Ursache wir schon öfters erwähnt haben, sondern jenes Lächeln, das zwar diesem ähnlich, aber anderen Ursprungs ist. Es erscheint auf dem Gesicht des Säuglings, wenn ihm ein Bekannter sichtbar wird. Es gibt eine wissenschaftliche Auffassung, die dieses Lächeln einfach auf Nachahmung zurückführt.

Der Säugling hat Mutti, die ihn stillt, kennen gelernt und durch sie wird er an die Freude des Trinkens erinnert, durch die mit der Mutter geschaffene Einheit an jene gewisse „paradiesische“ Zeit des intrauterinen Lebens. Dies ist leicht verständlich. Doch was sollte den Säugling am Vater mit seiner tiefen Stimme, seinem harten Gesicht, vielleicht auch mit seinem Schnurrbart oder Bart, also mit seinem von der gewohnten Erscheinung der Mutter so ganz abweichenden Aeuseren erfreuen? Und da diese Frage wirklich kein Vater beantworten könnte, möge er auf seine Vaterrolle noch so stolz sein, piepst er mit seinem tiefen

Bass oder Bariton so dünn, wie nur irgend möglich und schneidet Grimassen. Nun heisst es: Vati „lächelt“. Natürlich hat Mutti, um sich den Säugling zu erobern, keine derartigen Mittel nötig und tatsächlich ist Muttis Lächeln bescheidener, als das Lächeln des Vaters. Die Freudengrimasse des Vaters, der Angehörigen, ja das häufige Kitzeln, also die Reizung der Hautoberfläche, löst dann die Nachahmungsform aus, die man für einen Ausdruck der Freude des Säuglings hält. Ob dies wirklich eine Äusserung der Freude ist, dafür haben wir keinen primären Anhaltspunkt. Doch wird auch das Lächeln zu einem Mittel: das Kleinkind bedient sich des Lächelns, später des Lachens, um Freude auszudrücken, es äussert so seinen Freudezustand und schenkt auch anderen durch dieses Mittel Freude und Liebe. Wie wir sehen, kann dies durch die Lust bedingt sein, die den Säugling mittels der Haut an den intrauterinen Zustand erinnert, oder vermittels einer Reaktion der Reize, die durch Kitzeln ausgelöst wird und schliesslich durch die Beobachtung der Aussenwelt, die zur Selbstbeobachtung führt. Die Aussenwelt ist wie ein Spiegel. Das Kind lernt allmählich, sich selbst zu beobachten. Darum sagt Nietzsche: das „Wir“ ist älter als das „Ich.“. Und so sind wir wieder beim Mutterkuss angelangt, der von diesem Gesichtspunkt aus nicht mehr und nichts weniger ist, als eine Art des Kitzelns der Hautoberfläche.

Wir wissen, dass diese Simplifizierung des Mut-

terkusses Illusionen zerstört und gleichzeitig eine unerhörte Entsagung von der Mutter fordert, — wir möchten aber auch damit nur unsere Auffassung bekräftigen, dass es richtig ist, wenn die Mutter die Reizung der Hautoberfläche des Säuglings auf das kleinste Gebiet beschränkt, selbst wenn dadurch eine weise Mässigung des mütterlichen Kusses bedingt wird.

Die unrichtige Erziehung hat zwei grundlegende Fehlerquellen: einerseits die Vernachlässigung, wobei das Zärtlichkeitsbedürfnis des Säuglings, sein Verlangen nach Liebe, sein angeborener Trieb nicht entsprechend befriedigt werden und andererseits die Verzärtelung, die darin besteht, dass der Säugling mehr bekommt, als unbedingt notwendig ist, indem er masslos geherzt und geküsst wird. Das Problem des verwöhnten Kindes begleitet uns im Laufe des ganzen Reifeprozesses des heranwachsenden Kindes.

Man kann die Mütter nicht früh genug auf die Gefahr der Verwöhnung aufmerksam machen. Wie gesagt, bedingt die Aufgabe der Mutter einen Verzicht, dessen Erscheinungsform in der Erziehung eine weitgehende Zurückhaltung ist. Ein übertriebener Mutterkult hat diese Frage lange Zeit hindurch mit einem Tabu belegt. Alle Aeusserungen der Mütterlichkeit waren heilig und unantastbar, selbst wenn sie im Kinde seelischen Schaden angerichtet haben, wie dies durch die klinische Praxis bei vielen neurotischen Kindern unwiderlegbar

nachgewiesen wird. Gleichzeitig müssen wir uns die Worte Freuds zu eigen machen, dass der Verzicht, den die Gesellschaft von der Mutter fordert, „übermenschlich“ sei, und dass gerade hierin das Märtyrertum der Mutterschaft bestehe. Man sagt also mit Recht, es sei schwer, Mutter zu sein. Es war also äusserst einseitig, nur davon zu sprechen, man müsse das Kind verstehen lernen. Auch die Mutter will verstanden werden.

Diese Notwendigkeit der weisen Dosierung der Mutterliebe wird besonders in den kritischen Abschnitten der ersten Lebensperiode des Säuglings offenbar. Solche Krisen sind die Entwöhnung, das Zahnen und überhaupt alle Erkrankungen des Kleinkindes. Solche Anlässe erfordern einen erhöhten Anspruch auf Mutterliebe und es liegt eigentlich auf der Hand, dass das Kleinkind diesem Zustand Dauer verleihen möchte. Es lässt sich nicht feststellen, wie früh das Kleinkind die Krankheitssymptome bereits als Mittel benützt, um die Mutter an sich zu binden, also „eine Krankheit zu produzieren“. Wir wollen damit nicht sagen, dass die Krankheit bewusst produziert wird. Wohl aber geschieht es nach der verborgenen, inneren Logik des Satzes: „Es ist gut, krank zu sein, dann liebt man mich sehr.“

Indem wir darauf hinweisen, dass alle Äusserungen der mütterlichen Liebe durch die heitere Ruhe gekennzeichnet werden, haben wir zugleich schon gesagt, dass diese Liebe nicht rhapsodisch-

schwankend sein darf. Die klinische Praxis hat uns gelehrt, den stürmischen Ausbrüchen der Mutterliebe misstrauisch zu begegnen. Man kann bei solchen Müttern immer auch auf das andere Extrem gefasst sein. Das Allerwichtigste, das wir nicht oft genug betonen können, ist dies: die Aeusserungen der Liebe — von wem sie auch herrühren mögen — dürfen nie ungleichmässig, nie launenhaft sein, sondern immer und in allem gradlinig und konsequent, auch dann, wenn das Kind krank ist, zahlt, wenn es sich einen Schmerz zugefügt hat usw. Die Erfahrungen der Kinderpsychologie lehren uns, dass solche übersprudelnden Liebesäusserungen die Ansprüche des Kindes in der Regel auf überhitzte Emotionen einstellen, so dass es dann in den normalen — sagen wir alltäglichen — Liebesäusserungen eine Verweigerung der Liebe erblickt. Die Mutter oder der Erzieher, die dem Kind solche Gefühlsausbrüche angewöhnen, tragen dazu bei, dass das Kind sich nicht das nüchterne Mass zur Wertung der Liebe erwerben kann, das ihm Beruhigung verschafft. Ohne Liebe kann man nicht erziehen, aber auch mit überhitzter Liebe nicht.



V. KAPITEL.

STILLEN UND ENTWÖHNEN.

DIE PSYCHOLOGIE DES STILLENS UND DES SCHLAFENS. — DAS FINGERLUTSCHEN. — DER PROZESS DES GEBORENWERDENS WIRD MIT DER ENTWÖHNUNG ABGESCHLOSSEN. — DIE ENTWÖHNUNG, ALS SOZIALES GESETZ. — DIE PSYCHOLOGISCHE ROLLE DER MUTTER IST ABGESCHLOSSEN. — DER MUTTERBERUF IST VERZICHT.

Beobachten wir einen gesunden Säugling beim Trinken.

Sein Gesicht strahlt, seine Augen leuchten in sonderbarem Glanz, sein ganzes Verhalten zeigt, er befinde sich im Zustande der höchsten Lust. Solange er trinkt, hat er sich mit der Mutter wieder vereinigt. Diese Vereinigung sucht er noch dadurch vollkommener zu gestalten, dass er an der Brust zerrt, mit den kleinen Händchen sich an sie klammert, gleichsam in die Mutter hineinkriechen möchte. Hat sich der kleine Magen gefüllt, so wird auch der Säugling des Trinkens satt, er erschläft und schläft ein. Und an seinem Gesicht erscheint wieder die Ruhe, dieses göttliche Lächeln des Lustgefühls.

Die wichtigsten Lebensfunktionen des Säuglings sind: das Saugen, das Schlafen und das Verdauen. Der erste Lebensabschnitt von mehreren Wochen wird ganz davon ausgefüllt. Der ideale Zustand ist der, wenn er nur während des Stillens

wach ist. Allmählich bestimmt der genaue Rhythmus des Stillens auch den des Schlafens und schiebt zwischen beide die Aussenwelt hinein, die — trotz allem — sich nicht damit abfinden kann, im Kinde etwas anderes als das blosse Spielzeug zu sehen. Auch der Vater will sich mit dem Kinde beschäftigen, ebenso wie Grosseltern und Tanten und ihr Wunsch, sich um jeden Preis mit dem Kinde zu befassen, lebt sich in selbstsüchtiger Weise aus. Dann kommen auch Besucher, denen Mutti ihren Stolz nicht vorenthalten kann.

Es ist schwer, in diesen Fragen Ordnung zu halten. Wir wollen dennoch als Richtlinie festlegen, dass der Schlaf des Kindes nicht gestört werden darf. Die Ruhe, die Wärme, die Dunkelheit, von denen es umgeben wird, beschwören vielleicht die Seligkeit des intrauterinen Zustandes wieder herauf und es darf hierbei nicht gestört werden. Es ist sogar unzulässig, es in schlafendem Zustande zu zeigen, selbst wenn „es ohnehin nicht erwacht“. Die absolute Ruhe ist die grundlegende Bedingung der Entwicklung des Säuglings.

Für den Säugling hatte das irdische Leben nun bereits etwas absolut Gutes gesichert: die Mutterbrust, die Milch. Mit der Beendigung des Stillens ist nur die Nahrungsaufnahme, die primäre Funktion der Selbsterhaltung zum Abschluss gelangt. Eine andere Funktion dauert aber auch ohne die Mutterbrust weiter an: der Mund arbeitet weiter, die Lippen runden sich und suchen den Gegenstand,

durch den sie neu befriedigt werden können, indem sie eine neue Lustquelle entdeckt haben. So entsteht die kindliche Gewohnheit, die man Lutschen nennt. Das Lutschen ist die Lust, die sich der Säugling bereits selber verschafft.

Es ist eine natürliche und notwendige Funktion. Es gehört zum ersten Abschnitt des menschlichen Lebens und muss auch dementsprechend behandelt werden. Völlig zwecklos wäre es also, wenn Mütter es bekämpfen und ihren Kindern das Lutschen abgewöhnen wollten. Bei einheitlicher, zielstrebigter Erziehung wird das Kind spontan damit aufhören, weil es — überflüssig wird. Es ist gut zu wissen, dass das Lutschen an und für sich, vollkommen schadlos ist; seine Störung oder das Bestreben es gewaltsam abzugewöhnen, kann jedoch schwere neurotische Störungen bringen.

Auch den Müttern ist es bekannt, dass der Säugling alles in den Mund steckt. Es hat geradezu den Anschein, als würde der Säugling durch den Mund seine ersten Erfahrungen erwerben. Dies ist auch leicht zu verstehen, da er ja durch den Mund in unmittelbaren Kontakt mit der Mutter gelangt. Diese Frage wird in der Erziehung zur Zeit der Entwöhnung aktuell. Das Problem der Entwöhnung ist nicht bloss eine Ernährungsfrage. Man soll die Entwöhnung nicht so auffassen, dass dabei bloss der Magendarmtrakt des Kindes zur Aufnahme und Verarbeitung einer anderen Nahrungsart umgestimmt wird. Soweit es sich bloss darum handelt,

hat die Entwöhnung ihre eigene, bekannte Technik, die sich aus den Erfahrungen der körperlichen Pflege des Säuglings ergeben hat. Unser Buch befasst sich jedoch nicht mit der Säuglingspflege. Der Prozess, in dem die erste Phase durch die Geburt, die Loslösung vom Mutterleibe bedingt war, erfährt seinen Abschluss eigentlich mit der Entwöhnung, weil damit die unmittelbare, organische, physiologische Verbindung zwischen Mutter und Säugling aufhört. Man könnte etwa sagen, die Geburt endet mit der Entwöhnung.

Bevor wir fortfahren, wollen wir unsere Auffassung, die ohnehin nicht fraglich sein kann, klarstellen, dass wir nämlich unter „Mutter“ kein „offiziell-gesellschaftliches“ Rollenfach verstehen. Wird der Säugling von einer Amme gestillt, so erfüllt eben diese die Rolle der Mutter. Bei dem Säugling, der künstlich ernährt wurde, hat die physiologische Rolle der Mutter schon bei der Geburt aufgehört. Wie die künstliche Ernährung auf die seelische Entwicklung des Kindes einwirkt, darüber haben wir bisher keine wissenschaftlich verwertbaren Erfahrungen.

Über die Entwöhnung jedoch vermochten wir schon hinreichende Erfahrungen zu sammeln. Wir wissen also, welche wichtige Rolle die Art ihrer Durchführung in der körperlichen und seelischen Entwicklung des Kindes spielen kann.

Es darf nicht vergessen werden, dass die Entwöhnung von der Brust schon eine Äusserung des

zivilisierten Lebens ist, das erste Gebiet, auf dem das Triebleben des Säuglings scharf und offen an die Satzungen der Gesellschaft stösst. Bei primitiven Völkern — so auch bei unseren Zigeunern — ist die Entwöhnung unbekannt. Das Kind saugt bis zu seinem vierten-fünften Lebensjahr, solange, bis es von selbst damit aufhört. Das Stillen ist keine individuelle Mutter-Kindbeziehung, da die Frauen primitiver Stämme sämtliche Kinder des Clans wahllos stillen.

Die gewaltsame und zu rapide Entwöhnung bedeutet also eigentlich einen Konflikt mit der Umgebung. Unsere Erfahrung darüber, wie dieser Konflikt sich abgespielt hatte, verschwindet aus dem Seelenleben des Kindes nicht spurlos.

In der klinischen Praxis, bei schwer erziehbaren Kindern erhalten wir sehr häufig einen Anhaltspunkt für die Einsicht in die fehlerhafte psychische Entwicklung aus der Art und Weise, wie die Entwöhnung durchgeführt wurde, bzw. wie der Säugling darauf reagierte.

Der Säugling verzichtet sehr schwer auf eine so vollkommene Lustquelle, wie das Stillen war. Um auf einen Teil der Triebbefriedigung spontan zu verzichten, muss der Mensch auf anderen Triebgebieten entschädigt werden. Nehmen wir an, dass wir das Gemeinschaftsgefühl mit auf die Welt gebracht haben und dass dessen Aeusserungsform das Zärtlichkeitsbedürfnis, das Verlangen nach Liebe ist, so muss in logischer Folge das Entgelt für dieses Opfer

auf dem Gebiete des Liebesbedürfnisses gefunden werden.

Nun wollen wir aber zum Problem der Entwöhnung zurückkehren. Bei der Entwöhnung bedarf es der Befriedigung des Liebesbedürfnisses des Säuglings in gesteigertem Maße. Bei einem Kinde, dem wir keine Veranlassung geben, das Weinen als Mittel gegen uns zu benützen, indem wir es möglichst überflüssig gemacht haben, durch das Weinen Siege über uns erringen zu wollen — da es überhaupt kein Siege nötig hat, — wird die Entwöhnung, wenigstens in ihrer Durchführung viel leichter, eventuell völlig unbemerkt verlaufen. Kommt es aber, sei es infolge einer sich bereits so früh auswirkenden verfehlten Erziehungsform, sei es infolge konstitutioneller Schwäche des Organismus zu Störungen bei der Entwöhnung, so kann man diese dadurch ausschalten, dass man den Gang der Entwöhnung verlangsamt, die Umstellung der Ernährung des Kindes verzögert.

Da der Säugling schliesslich doch entwöhnt wird, hat dies so zu geschehen, dass ihm daraus nicht die Erinnerung an eine schwere Niederlage, an ein verhängnisvolles Scheitern zurückbleiben soll. Wir geben zu, dass dies sonderbar klingt, handelt es sich doch um ein sechs Monate altes Kind. Doch wollen wir nicht vergessen, dass zwischen der Welt des Kindes und der der Erwachsenen ein ständiger Kampf im Gange ist und dass im Kind alle Niederlagen das Gefühl seiner Ohnmacht nur steigern. Andererseits

wird es durch das Bestreben, sich Geltung zu verschaffen, auf Wege gedrängt, auf denen es mit sich selbst und mit der Umgebung in Konflikt gerät.

In der Entwöhnung könnte man eher Dressur als Erziehung erblicken, wobei wir unter Dressur die Gewöhnung des Organismus an gewisse Reaktionsformen unter Ausschaltung des Intellekts verstehen. Nach dem Prinzip der psychophysischen Einheit kann im Säugling nichts vorgehen, was nicht auch seine psychische Komponente hätte. Dies bezieht sich ebensowohl auf die Entwöhnung, auf die Entwöhnung des Lutschens, wie auf alles andere. Die häufigste Klage, die wir von den Müttern zu hören bekommen, bezieht sich auf die Ernährung des Kindes, auf welche Frage wir später natürlich noch ausführlich zu sprechen kommen. Die klinische Praxis zeigt, dass eine Quelle der Ernährungsschwierigkeiten häufig in der unrichtigen Technik der Entwöhnung oder in der Unregelmässigkeit der Stillzeiten zu finden ist.

Bei der Frage der Entwöhnung wollen wir aber auch die Mutter nicht vergessen. Nicht nur der Säugling, auch die Mutter wird entwöhnt. Auch für die Mutter ist es eine wahre seelische und körperliche Prüfung, dass sie ihr Kind nicht mehr stillen kann. Wir haben schon gesagt, dass die Bestimmung der Mutter der Verzicht sei. Mit der Entwöhnung beginnt für das Kind ein neues Leben. Aber auch für die Mutter. Nicht nur für das Kind, sondern auch für die Mutter ergibt sich die grosse Frage: wie

sie für einander erhalten bleiben können. Mit der Entwöhnung ist die organische Funktion der Mutter zu Ende. Jetzt muss sie für die Ernährung der Seele sorgen.

VI. KAPITEL.

DIE ERNÄHRUNG.

DER EWIGE BUNDESGENOSSE DES KINDES: SEIN MAGEN. — DICKE KINDER ODER GESUNDE KINDER? — WILLST DU DER FREUND DEINES KINDES SEIN ODER DER SKLAVE SEINES MAGENS? — DIE VERMEIDUNG UND LÖSUNG DER ERNÄHRUNGSSCHWIERIGKEITEN.

Das Ideal aller Mütter ist das gutgenährte, dicke Kind.

Eltern und Erzieher verwechseln den Begriff des dicken mit dem des gesunden Kindes und stellen fast schon im Augenblick der Entwöhnung die Ernährung in den Mittelpunkt der Erziehung. Ein grosser Prozentsatz der klinischen Fälle dreht sich um die Ernährung und das Kind stellt eine fast unvorstellbar üppige Phantasie in den Dienst der Zweckvorstellung, durch den Magen siegreich zu werden.

Das Kleinkind hat es schon sehr früh heraus, wieviel Sorge und Aengstlichkeit alle Fragen umgibt, welche mit der Ernährung und Verdauung im Zusammenhang stehen. Es merkt auch den Ehrgeiz der Mutter, ihren Mutterstolz am Gewicht, an den Pausbäckchen, wulstigen Aermchen und Beinchen und an dem immer schönen, vollen Bäuchlein des

Kindes zeigen zu können. Und da das Kleinkind dies gemerkt hat, macht es auch Gebrauch von seiner Erfahrung, hat es doch einen Bundesgenossen gefunden, den es am häufigsten heranziehen kann, — und der ist: sein Magen.

Wir wissen, wie schwer es ist, den Müttern das einfache und logische Prinzip beizubringen, dass es der Organismus des Kindes ist, der nach einer gewissen Übung die Menge der notwendigen Nahrung am genauesten zu bestimmen vermag. Der Organismus des Kindes bestimmt aber auch, welche Art Nahrung ihm am besten bekommt. Hier handelt es sich allerdings nicht mehr bloss um die Funktionen der Nahrungsaufnahme, sondern auch um die Schaffung einer neuen Lustquelle. Dem Organismus des Kindes behagt die eine oder andere Speise mehr, es unterliegt jedoch keinem Zweifel, dass es kein gesundes Kind gibt, das die seinem Alter entsprechende Nahrung nicht ohne Umstände zu sich nehmen würde. Es sind die Erwachsenen, die aus dem Essen eine Zeremonie gemacht haben, und das Kleinkind bedient sich dieser Zeremonie in dem Maße, als es erfahren hat, wie viel den Erwachsenen daran liegt.

Wir konnten im Zusammenhang mit dem Stillen darauf hinweisen, welche Bedeutung dabei der Rhythmus hat. Die Beobachtung dieses Rhythmus hört mit der Entwöhnung nicht auf. Er wird nur rascher und abwechslungsreicher. Nach wie vor ist es gleich wichtig, dass die Mahlzeiten des Kindes völlig regelmässig erfolgen, dass sie sich in Regelmässig-

keit sowohl was die zeitliche Ordnung, wie auch was die Zusammensetzung der Speisen betrifft, immer mehr den Mahlzeiten der Erwachsenen angleichen. Selbstverständlich kann dort, wo das Stillen in keinem gleichmässigen Rhythmus erfolgt, oder wo die Entwöhnung im falschen Tempo, überstürzt, oder unsystematisch durchgeführt wurde, der Übergang zur normalen Kost auch nicht störungsfrei vor sich gehen. Der Säugling konnte sich leicht an einen Rhythmus gewöhnen, da seine Nahrung und Lebensweise gleichmässig waren. Mit der Entwöhnung fängt aber ein neues Leben an, die Nahrung des Kindes ändert sich und so wird auch seine Lebensaufgabe komplizierter. Die Mütter haben instinktiv erkannt, dass sie zwischen den beiden Ernährungsformen einen Übergang einschalten müssen. Dieses Erkenntnis gibt sich darin kund, dass die Mutter die breiförmige Speise zuerst in den eigenen Mund nimmt und so an ihr Kind weitergibt, in der Art, wie der Vogel seine Jungen füttert, oder dass sie das Löffelchen erst an den eigenen Mund führt, wobei sie nicht nur prüft, ob die Speise nicht zu heiss ist, sondern sie, wenigstens symbolisch, zuerst selbst verzehrt, um irgendwie anzudeuten, auch das komme noch von ihr.

Bei der Entwöhnung hat die Mutter das Gefühl, dass ihr Kind einen schweren Verlust erlitten hat. Die Muttermilch hat nicht nur die ihr eigene chemische Zusammensetzung, sondern auch ihr Mysterium. Die Mutter möchte nun dieses Mysterium auf

die gewöhnliche, in der Küche zubereitete, im Geschäft gekaufte Speise übertragen und verherrlicht deren Geschmack in einem wahren Heldengedicht, als wenn jedes kleine Kind die feine Pikanterie des Geschmacks der Speisen mit dem Raffinement eines Feinschmeckers würdigen könnte. Selbstverständlich merkt das Kind bald, was hinter diesen gastronomischen Panegyriken steckt und geht auf das Spiel ein. So ist es also die Mutter selbst, die durch ihre Lobgesänge, dadurch, dass sie aus dem Essen eine so grosse Geschichte macht, das „wählerische“ Kind züchtet. Dies ist bloss eine Seite der Medaille. Die andere fängt dort an, wo die Mutter dem Kinde etwas dem Saugen — auch in zeremonieller Hinsicht — Gleichwertiges bieten will und alle Mahlzeiten als feierliche Akte einstellt. Dieser Übereifer lehrt das Kind bald verstehen, dass es für seine Umgebung allerhand bedeutet, ob, wie und wie viel es isst. Wenn das Essen wichtig ist, so wird das Nichtessen ebenso wichtig sein — und so macht es sich das Speisezeremoniell zunutze. Es erfindet sogar besondere Zeremonien. Jetzt handelt es sich nicht mehr bloss darum, dass es dies oder jenes nicht isst, sondern auch darum, ob es den Bissen ungeduldig hinunterwürgt oder lange daran kaut, sich inzwischen auch mit anderen Dingen beschäftigt, die Bissen viertelstundenlang im Mund hin und her wälzt, bevor es sie hinunterschluckt.

Wer könnte die ganze Vielfältigkeit dessen erschöpfen, was das Kind auf diesem Gebiet aufzubie-

ten vermag? Durch irgendeinen ahnungslosen Erziehungsfehler kann das Kind das Essen zu einem zentralen Problem machen, was nachher manche bittere Folgen hat. Und gerade, weil die Ernährung ein so wichtiges Gebiet des kindlichen Lebens darstellt, ist es natürlich, dass die Einheit, die jetzt im Entstehen begriffen ist und die die Individualität des Kindes bedient, aus dem Bereiche der Ernährung sehr viele und gut verwendbare Erfahrungen holt. Diese Erfahrungen gelten nun selbstverständlich nicht nur für das Essen, sondern für alle künftigen Lebensäußerungen des Kindes, sie werden also auf alle Gebiete des Lebens übertragen, wie sie denn auch die anderwärts erworbenen Erfahrungen beim Essen zum Ausdruck bringen. Die Schwierigkeiten, die das Kind beim Essen hat, bleiben nicht bloss auf das Essen beschränkt. Sie sind bloss ein Symptom, wenn auch das allgemeinste und am leichtesten auffindbare.

Um diesen Tatbestand zu verstehen, müssen wir wissen, dass die meisten Säuglingskrankheiten den Magendarmtrakt angreifen, womit häufig schon ein geschwächtes, überempfindliches Gebiet von gesteigerter Reaktionsbereitschaft im Organismus gegeben ist. Nun betrachtet es die moderne Psychologie als eine Erfahrungstatsache, dass die psychischen Äußerungen die schwächste Stelle des Organismus auswählen, um sich dort zu manifestieren. Dies ist es, was man „Organsprache“ nennt. Damit ist auch die natürliche Erklärung für die Tatsache gegeben, dass

wir den meisten Ernährungsstörungen einen psychischen Ursprung anmerken können.

Dass das Kind z. B. eine gewisse Speise nicht essen kann, lässt sich in den meisten Fällen ebenso wenig durch einen Widerstand des Organismus erklären, wie dass die Mahlzeit zu lange dauert oder, dass die Speisen nicht zerkaut werden. Wir halten es für nötig, dies zu unterstreichen, weil wir den Eltern und Erziehern ganz klar machen wollen, dass die Fragen der Nahrungsaufnahme, der Verdauung und Entleerung in ihrer physiologischen Funktion auch durch Faktoren determiniert werden, die schon zur Erziehung gehören, also psychischer Natur sind.

Hier müssen wir wieder an die Einheit denken, die das Verwendungssystem der kindlichen Erfahrungen im Hinblick auf die Erreichung eines fiktiven Geltungsziels darstellt. Es ist offenkundig, dass das Essen nicht zu den produktiven Betätigungsfeldern des Lebens gehört; es handelt sich um kein Gebiet, auf dem die Energien des Kindes auf die „nützliche Seite“ des Lebens hingelenkt werden können. Das Essen ist doch die physiologische Funktion der Nahrungsaufnahme. Daraus folgt vor allem, dass das Kind nicht der Mutter, oder der Umgebung zuliebe isst, sondern ausschliesslich für sich selbst. Dafür, dass es isst, gebührt ihm keine Belohnung, als solche darf auch nicht gelten, dass ihm diese oder jene Speise als Leckerbissen hingestellt wird. Wichtig ist bloss, dass die Speisen der richtigen, normalen Ver-

sorgung des Organismus mit Nahrung dienen sollen und dass gar nichts den Rhythmus der Ernährung stören soll. Dieser Rhythmus wird in einem normalen Haushalt durch dessen eigene Ordnung bestimmt. Fällt diese weg, gibt es keine Ordnung in den Mahlzeiten, dann ist es selbstverständlich, dass auch die Ernährung des Kindes sich an keine Norm halten kann. Im allgemeinen ist die Ernährung das Gebiet, wo der Nachahmung eine stetig zunehmende Bedeutung zufällt. Damit das Kind ordentlich esse, müssen vor allem wir ordentlich essen. Wichtig ist ferner, dass wir beim Essen womöglich keine Grenzlinie zwischen Kindern und Erwachsenen ziehen. Wir müssen trachten, das Kind möglichst bald daran zu gewöhnen, dass es an der Speisefolge der Erwachsenen teilnehme.

Im nachstehenden lassen wir die Fingerzeige der Wiener Kinderpsychologin, Alice Friedmann, für den Fall folgen, dass das Kind nicht essen will:

„Lobe, so oft es das Selbstbewusstsein des Kindes verlangt!

Lobe sachlich! Du isst heute schon schöner als gestern! Du isst schon so, wie die Grossen! Lobe manchmal vorzeitig — nur zur Ermunterung! Die Fortschritte werden dein Lob rechtfertigen!

Strafe nicht am Essen! Entziehe keine Speise!

Ein stehengelassenes Mittagessen hat noch kein Kind ernstlich geschädigt! Willst du denn Mastochsen erziehen?

Zwang, Aerger und Szenen könnten das Kind dazu

bringen, sich mit seinem Magen gegen dich zu verbünden.

Willst du ein Kind, das vor jedem Essen erbricht?

Gib dem Kind keine Gelegenheit, dich durch das Essen zu seinem Sklaven zu machen!

Setz dich nicht dazu, sag nicht: Ehe du nicht aufgegessen hast, gehe ich nicht weg, lass ich dich nicht los, darfst du nicht aufstehen, nicht spazieren gehen!

Sag nicht: Du wirst früh sterben, nicht gross werden, immer krank sein, wenn du nicht isst!

Sag nicht: Ich werde es dem Vater sagen! Du wirst kein Weihnachtsgeschenk bekommen! Du darfst nicht mit spazieren gehen!

Sag nicht: Tue es mir zuliebe! Du hast mich nicht lieb, du machst mich krank, du bringst mich zur Verzweiflung!

Sperr nicht zur Strafe ein, gib kein erbrochenes Essen wieder ein, wenn es auch der Professor geraten hat!

Sprich tagsüber nicht vom Essen! Klag nicht vor anderen darüber!

Zeig dem Kinde, dass du es nicht für ein Unglück hältst, wenn es einmal nicht isst.

Sag: Lass ruhig stehen, wenn es dir nicht schmeckt!

Lass das Kind seinen Tisch selbst decken!

Lass es allein vor dem Essen seine Hände waschen!

Ruf nicht zu oft, wenn das Kind nicht zum Essen kommt!

Lass es selbst seine Speisen holen! Selbst aus der Schüssel auf den Teller nehmen! Selbst sein Glas vollschenken!

Lass es die Geräte der Erwachsenen gebrauchen, sobald es das verlangt!

Mach nicht zu viel Vorschriften für das Essen, z. B. wann man das Wasser trinken und nicht trinken dürfe!

Lade es aber nicht ein, von deinem Teller oder Löffel zu nehmen!

Gönne dir selbst und dem Kind Ruhe beim Essen!

Überrede auch die Umgebung, das Kind ungestört essen zu lassen!

Füttere nicht, sobald es allein seinen Löffel halten kann, wenn es auch langsamer geht!

Erzähle keine Geschichten, arrangiere keine Spiele beim Essen, auch wenn du Zeit und Lust dazu hast!

Schmeichle nicht, drohe nicht, fordere nicht zu oft auf!

Lobe jeden Fortschritt. Hilf unvermerkt!

Lass das Kind seine Geschicklichkeit mit eigener Mühe erwerben! Zeig nicht alles vor! Übersieh Fehler!

Ein schmutziges Tischtuch ist besser als ein nervöser Magen!

Ein zerbrochener Teller ist besser als ein gescholtenes Kind!

Zwei zerbrochene Teller sind besser als ein geschlagenes Kind.

Ein trotziges, eingeschüchtertes, unselbstständiges Kind ist schlimmer als viele zerbrochene Teller!“

Wie weit und wann diese Fingerzeige in die Tat umgesetzt werden können, wird natürlich von der Entwicklung des Kindes bestimmt, doch darf man sie schon vom ersten Augenblick der Entwöhnung oder der künstlichen Ernährung an nicht ausser Acht lassen.

Doch wird im Zusammenhang mit dieser Frage auch eine andere Wahrheit scharf beleuchtet: die Tatsache nämlich, dass die nützlichste Verhaltensweise des Erziehers die Passivität ist. Erziehen heisst

— nicht erziehen! Diese ein wenig harte Formulierung bedeutet praktisch so viel, dass wir dem Kinde selbst die Erwerbung der Erfahrungen überlassen sollen, durch die seine Persönlichkeit sich zielbewusst in der Richtung der Gemeinschaft entwickeln kann, durch die sie in die Gemeinschaft mündet. Hierzu bietet sich für den Erzieher besonders bei der Frage der Ernährung reichliche Gelegenheit. Das Essen selbst ist nämlich eine individuelle Funktion, die sich auf die selbstsüchtigsten Ziele richtet. Andererseits bildet den Rahmen des Essens — wenigstens in einem normalen Haushalt — die Gemeinschaft, die Familie. So ruhig wir es nun dem Kinde überlassen können, was und wie viel es von den aufgetragenen Speisen essen will, so selbstverständlich muss ihm werden, dass es sich der Gemeinschaft anzupassen hat, was in diesem Falle die Einhaltung der Ordnung der Mahlzeiten bedeutet. Das Kind muss lernen, dass es die Arbeitsordnung des Haushaltes und nicht etwa eine Strafe ist, die gleichmäßig jedermann zur Einhaltung gewisser Regeln verpflichtet. Hat es z. B. sein Mittagessen nicht verzehrt, so war das völlig seine private Angelegenheit. Dass man ihm jedoch eine Stunde später nachservieren soll, das würde gegen die Arbeitsordnung verstossen, die auch für Vater und Mutter gleichermassen verpflichtend ist.

Das Problem des Essens wird bei der Entwöhnung aufgerollt und begleitet den Menschen sein ganzes Leben hindurch. Was, wie und wie viel einer

isst, — dies ist oft der Schlüssel für sein ganzes Leben. Es ist nie zu früh, diese Frage in die Erziehung hineinzutragen. Ihre Lösung ist die Lebensaufgabe der richtigen Erziehung.

VII. KAPITEL.

DIE GEWÖHNUNG AN DIE REINLICHKEIT.

DIE MORAL DER SCHLIESSMUSKELN: DER BEGINN DER SITT-
LICHKEIT. — ZUR PSYCHOLOGIE DES NACHTTOPFES. — DAS ER-
SCHAFFEN EINER „PFUI-PFUI-WELT.“ — GESUNDE, NEUROTISCHE
UND KRIMINELL-VERANLAGTE KINDER.

Das Kleinkind war im Laufe seiner bisherigen Entwicklung immer nur der Empfangende. Es wurde gebadet, reingehalten, ernährt. Seine erste Tätigkeit, bei der es auch schon zu geben hat, bei der es schon aktiv mitwirkt, besteht darin, dass es die Reinlichkeit erlernt, Herr über die Schliessmuskeln, die Blase und den Mastdarm wird. Freilich kann auch ein kleiner Hund „zimmerrein“ erzogen werden. Beim Hund ist dies aber eine Frage der Dressur, zumindest konnte bisher nicht erwiesen werden, dass es mehr wäre. Oberflächlich könnte man auch darin eine Dressur erblicken, dass der Säugling Herr über seine Schliessmuskeln wird. Ist aber tatsächlich nur so viel geschehen? Nein, viel mehr.

Das Kleinkind hat damit, dass es Herr über seine Schliessmuskeln wurde, dass es „Kleines“ und „Grosses“ schon in bestimmter Form erledigt, den ersten bewussten Schritt zur Einordnung in die Gemeinschaft getan. Was es bis dahin getan hatte, hing

nicht von ihm ab. Es lag nicht an ihm, wann es gespeist und wann es ins Reine gelegt wurde. So oft es weinte oder lächelte, benützte es das alles nur als Mittel, um etwas zu erreichen oder zu erzwingen. All dies hatte nur den Zweck, etwas — nämlich Liebe — zu bekommen, ohne seinerseits das Geringste dafür gegeben zu haben. Man muss wissen, dass bei den meisten primitiven Völkern die Kinder, aber auch die Erwachsenen ihre Notdurft an Ort und Stelle verrichten, wo sie sich eben aufhalten, wenn sie den Drang verspüren. Die Moral dieser primitiven Gesellschaften fordert nicht, dass der Mensch seine Schliessmuskeln beherrsche, — die physiologische Funktion der Entleerung gehört nicht zu den Privatangelegenheiten, deren man sich schämen muss, die man nur insgeheim und verborgen verrichten darf.

Unsere Gesellschaft hat aus natürlichen Gründen und mit natürlichem Zweck ihre Gesetze auch auf diese Gebiete ausgedehnt. Sie fordert, dass wir die Funktion unserer Schliessmuskeln beherrschen und — gleich Aeolus — selbst die Winde im Zaume halten.

Das erste gesellschaftliche Gesetz, das das Kleinkind sich zu eigen macht, bezieht sich eben auf die Schliessmuskeln. (Die Sphinkter-Moral ist der Anfang aller Sittlichkeit, — schreibt der berühmte Psychoanalytiker Alexander Ferenczi.) Bei der Gewöhnung an Reinlichkeit verwenden die Mütter keine blosse Dressur, also das Abrichten des Or-

ganismus auf ein bestimmtes System, sondern mit einer bemerkenswerten Intuition — auch gefühlsmäßige, ja sittliche Motive. Die Mutter stellt es z. B. so ein, als ob das Kleinkind sein „Kleines“ und „Grosses“ ins Töpfchen extra für sie verrichten, also die Mutter in dieser Form beschenken würde. „Tue es Mutti zuliebe“, hört man die Zureden, als seelische Motivierung dieser wichtigen Tätigkeit. Die andere Methode ist, ein Schuldgefühl im Kind dadurch zu erzeugen, dass man eine „Pfui-Pfui“-Atmosphäre schafft, zu der später auch die „Pfui-Pfui-Zone“ um das instinktive Spielen mit den Geschlechtsorganen hinzukommt.

In der Tat gibt das Kleinkind nur schwer die erworbene Erfahrung auf, wonach seine Tat, sich in Bett entleert zu haben, nicht im geringsten schlecht, sondern im Gegenteil lustbringend war. Das Kleinkind findet den Stuhlgang überhaupt nicht „Pfui-Pfui“, es betrachtet ihn sogar noch in späteren Jahren als eine äusserst wertvolle, lustbringende Produktion. Man beobachtet oft, wie kleine Kinder mit dem Exkrement spielen, ohne dabei den geringsten Ekel zu verspüren. Die Kinderanalytikerin Anna Freud bemerkte ein kleines Mädchen, als es sich allein im Zimmer wähnte und mit Entzücken das Exkrement im Töpfchen beguckte: „Ach wie schön, es riecht so gut“, murmelte das Kind. Die Mutter betrat in diesem Moment das Zimmer, worauf sich das Kind mit verächtlicher Miene vom Töpfchen wandte und voll Ekel „Pfui-Pfui“ rief.

Aenliche Erfahrungen haben fast alle Mütter.

Schliesslich gewöhnen sich aber alle Kinder früher oder später an die Reinlichkeit, und wenn später Rückfälle vorkommen — zum Beispiel in der Form des Bettnässens — so sind diese, wenn keine organische Ursache vorliegt, auf psychische Funktionen zurückzuführen. In der Tat spielt sich die Gewöhnung an die Reinlichkeit auch auf psychischen Gebiet ab, auf welcher Ebene sich — man könnte fast sagen — die Persönlichkeit des Kindes kundgibt. Das Kind, das sich leicht an Reinlichkeit gewöhnt hat, macht sich das Grundgesetz, dass Liebe mit Liebe erwidert wird, auch in dieser Form rasch zu eigen. Solche Kinder sind bereits zu sozialen Wesen geworden und haben damit den Weg des sozialen Menschen betreten. Der zweite Typ ist der des neurotischen Kindes, das nur bekommen will, ohne selbst zu geben. Dieses Kind gibt der Gesellschaft nicht, was sie von ihm erwartet. Solche Kinder sind es, die — sofern eine anderwärtige physiologische Ursache, die übrigens kaum erwiesen werden kann, nicht vorliegt — an Stuhlverstopfung leiden, einfach um ihre Aufgabe nicht erfüllen zu müssen. Die Obstipation ist eine der typischsten Waffen, die das Kind, das sich in die Gesellschaft nicht einfügen vermag, gegen die Gesellschaft und die Eltern anwendet. Gleiche Waffen können auch der Durchfall und das Bettnässen sein, je nachdem der Organismus nach dieser oder jener Richtung veranlagt ist. Dies ist der dritte Typ, der schon im Klein-

kindesalter den kriminellen — in dem hier gebrauchten Sinne „gemeinschaftsfeindlichen“ — Weg betreten hat. Hier übt das Kind schon Kritik an der Gesellschaft, indem es ausdrückt, es kümmere sich nicht um sie, habe mit ihr nichts zu schaffen. Dies will schon mehr sein, als bloss eine symbolische Form der Gesellschaftskritik.

Es gibt kaum ein Kind, das in irgendwelcher Phase seiner Entwicklung dieses organische Mittel — manchmal nur vorübergehend, bisweilen aber auch für längere Zeit — für seine Zwecke nicht verwendet hätte. Wie oft findet man doch Kinder, die sich durch die Geburt eines Geschwisterchens in den Hintergrund gedrängt fühlen, mit Bettnässen reagieren und auf diese Weise die Mutter zwingen, sich auch mit ihnen mehr zu beschäftigen. Ein ähnlicher psychischer Mechanismus kann auch darin zum Ausdruck kommen, dass das Kind „in die Hose macht“, was man allgemein als ein Zeichen der Angst aufzufassen pflegt. In Wirklichkeit mag das Kleinkind damit sagen wollen: „Ich bin noch klein, sehr klein, kümmert euch mehr um mich!“ Ebenso gut kann es aber auch eine Form des Protestes sein, wenn es das Empfinden hat, dass die Mutter oder die Umgebung irgendeinen seiner Wünsche nicht erfüllt haben: „So, ihr tut nicht, was ich von euch wünsche, so tue also auch ich nicht, was ihr von mir verlangt.“ Es kann aber auch eine Ausdrucksform für die Bestrafung der Eltern sein: „Ich bestrafe euch damit, dass ihr ein Kind habt, das unter sich lässt, ich bringe

euch Schande.“ Dort aber, wo man die Gewöhnung an Reinlichkeit durch die Erweckung des Schuld-bewusstseins erziehen will, ist es auch möglich, dass das Bettnässen und Untersichlassen eine Art Selbstbestrafung darstellen will, die sich das Kind als Busse auferlegt. Es kann aber auch der organische Ausdruck eines mangelnden Selbstvertrauens sein: „Ich kann damit nicht fertig werden, ich schrecke vor einer Aufgabe zurück, ich fliehe also in das Alter eines Kindes zurück, das noch so unbeholfen ist, dass es nicht einmal die Reinlichkeit kennt!“ Die plötzlichen Bauchkrämpfe und Durchfälle, die unmittelbar vor dem Gang in den Kindergarten oder in die Schule auftreten, können den gleichen psychischen Inhalt haben: „Ich kann meinen Platz in der Gemeinschaft nicht ausfüllen, ich kann meiner Aufgabe nicht entsprechen, ich suche mir also eine Ausflucht, die mich des Zwanges enthebt, ohne verraten zu müssen, dass ich eine Niederlage erlitten habe, ja die sogar den Schein erweckt, als hätte ich gesiegt.“ (Hätte ich nur keine Bauchschmerzen bekommen, dann...) All das sind unbewusste Mechanismen und nur Teiläusserungen der Bildung einer Individualität, die in allen Erscheinungsformen eine unteilbare Einheit bedeutet. Diese Einheit ist, nicht nur im räumlichen, sondern auch im zeitlichen Sinne zu verstehen, somit gelten die Erfahrungen, die das Kind bei der Gewöhnung an Reinlichkeit erworben hat, in diesem Sinne für das ganze Leben.

Da wir nun gerade die Richtung der gesunden

Entwicklung bestimmen wollen, muss allererst die Frage beantwortet werden, was man tun soll, damit auch bei der Erziehung zur Reinlichkeit die richtigen — also sowohl für das Individuum, wie auch für die Gesellschaft nützlichen — Erfahrungen zur Geltung kommen. Die negativen Erfordernisse haben wir bereits gesehen. Man soll im Kinde nicht den Glauben erwecken, es habe damit, dass es nicht eingemischt oder unter sich gelassen hat, der Mutter oder dem Vater „etwas gegeben“. Das andere Negativum ist: man soll kein Schuldbewusstsein entwickeln, auf das man sich berufen kann. Wie wir sehen, können beide Methoden verkehrt ausfallen und unbewusste Mechanismen auslösen, die schon ausserhalb der Entwicklungslinie des gesunden Kindes liegen. Die positive Lösung besteht darin, sich in die Denkweise des Kindes einzufühlen. Das Kind will gross sein, ein Erwachsener, ein Gleichberechtigter. Beim gesunden Kinde findet der Appell: „Du bist schon gross, du kannst es schon“ fast ausnahmslos Gehör, Verständnis. Dies ist auch die beste Art, das Kind zur Reinlichkeit erziehen. Man muss es aber auch ermutigen. Wenn es doch nicht gelingt, wenn dennoch ein Malheur passiert, so darf man das Kind nicht beschämen, noch weniger schlagen. Heiter und lächelnd muss man über diese kleine Affäre hinweggehen: „Es ist nichts passiert, ein anderes Mal wirst du schon besser aufpassen.“

Nun sind wir also bei dieser wichtigen Station der psychischen Entwicklung angelangt. Das Kind,

das bisher nur ein passives Wesen war, betritt nun mit der eigenen Aktivität den Weg, auf dem es vor allem sein Verhältnis, man könnte fast sagen: Kraftverhältnis, zu seiner Umgebung bestimmen und festlegen will. Da nun die Gesellschaft immer höhere Ansprüche erhebt und auch die Eltern das Tempo der Einfügung in die Gemeinschaft beschleunigen, kommt im Leben des Kleinkindes die Frage: „Erlaubt - Verboten“ allmählich mit erbarmungsloser Strenge zur Geltung und damit beginnt auf der ganzen Linie der Kampf, in dem die Mittel des Kindes, sich Geltung zu verschaffen, immer vielfältiger, die Aeusserungsformen der kindlichen Seele immer freier und bestimmter werden.

Nun setzt eine neue Epoche der elterlichen Tätigkeit ein, die unerschöpfliche Möglichkeit bietet, deren Wertmesser die nicht hoch genug einzuschätzende Passivität ist, mit der die Eltern, statt um jeden Preis erziehen zu wollen, die Erwerbung von Erfahrungen dem Kinde selbst überlassen, und ihm auf diese Weise dazu verhelfen, nicht als Resultat äusserer Gewalt, sondern kraft eines inneren Erlebens das harmonische Gesetz dessen zu erkennen, was erlaubt und was nicht erlaubt ist.

VIII. KAPITEL.

DIE ROLLE DER UMGEBUNG.

DIE WELT, IN DIE DAS KIND HINEINGEBOREN WIRD. — DIE MUTTER ALS ERSTE VERTRETERIN DER GESELLSCHAFT. — DIE FAMILIE. — DER WEG DES KINDES BIS ZUR AUSGESTALTUNG DES ICH. — DAS VERHÄLTNIS ZWISCHEN KIND UND ELTERN. — DIE FRAGE DER GESCHLECHTSZUGEHÖRIGKEIT. — DER „MÄNNLICHE PROTEST“ UND DER „OEDIPUS-KOMPLEX“.

Unser Ausgangspunkt war, dass der Säugling in die Gemeinschaft hineingeboren wird.

Wir wollen nun des näheren betrachten, wie diese Gemeinschaft, dieser gemeinschaftliche Rahmen, der das Leben des Kindes schicksalhaft bestimmt, eigentlich beschaffen ist.

Während eine alte, doktrinäre Auffassung alles von den ererbten Eigenschaften und organischen Gegebenheiten des Kindes abhängig machte, wissen wir heute schon, dass die erste Umgebung, in der das Kind aufwuchs, das Milieu, in das es hineingeboren wurde, also die Familie, sein Schicksal entscheiden kann.

Die erste Brücke zwischen dem Kind und der Aussenwelt ist die Mutter. Ihre Aufgabe scheint schon durch ihre biologische Funktion gegeben. Sie bringt ihr Kind zur Welt und nährt es. Auf Grund unserer Erörterungen können wir es aber auch als ihre biologische Aufgabe bezeichnen, dass sie den angeborenen Trieb befriedigt, den wir „Zärtlichkeitsbedürfnis“ nannten. Die Aufgabe der Mutter

besteht darin, ihre biologische Funktion allmählich in eine „gesellschaftliche“ umzuwandeln, was zugleich soviel bedeutet, dass sie ihre Funktion mit der ersten Umgebung des Kindes teilt. In dem Maße nun, in dem die Befriedigung des Zärtlichkeitsbedürfnisses allmählich aufhört eine biologische Funktion der Mutter zu sein und zu einer gesellschaftlichen Funktion der ganzen Umgebung wird, — in welcher der bestimmende Anteil freilich auch weiterhin der Mutter zufällt, — muss dem Umstand, in welcher Umgebung sich das Kind befindet, in der Entwicklung der kindlichen Seele eine immer bedeutsamere Rolle beigemessen werden.

Das Kleinkind lernt allmählich seine Umgebung kennen und wird mit ihr vertraut, ohne sich darüber klar zu sein, welche Aufgabe die einzelnen Personen zu erfüllen haben. Eine jede hat nur so viel Wert, wie viel Liebe ihm sie gibt. Diese Aussenwelt kann sich ihm gegenüber eigentlich in drei verschiedenen Formen äussern. Die erste Form wird von der Mutter und von denjenigen Personen bestimmt, die eine mütterliche Funktion ausüben. Die zweite Form, ein erweiterter Rahmen, wird von allen erwachsenen Familienangehörigen gebildet. Die dritte Form — soweit sie überhaupt vorhanden ist — wird von den übrigen Kindern der Familie, den kleinen Geschwistern dargeboten.

Diese Schichtenbildung geht natürlich äusserst langsam vor sich. Es ist in ihr nur ein einziger fester Punkt: die Person der Mutter. Die älteren Geschwi-

ster gelten lange Zeit hindurch als Erwachsene, ebenso, wie alle Männer Papas sind. Das Kind lernt erst im Laufe einer langen Entwicklung die Zusammenhänge zu entwirren, die sich an die Rolle der einzelnen Familienmitglieder knüpfen.

Wie bereits gesagt, halten wir nicht so weit, die einzelnen Stationen dieser Schichtenbildung bestimmen zu können. Wir können also z. B. nicht sagen, in welchem Zeitpunkt des kindlichen Lebens die Gestalt des Vaters sich von der Umgebung abzuheben beginnt. Überhaupt ist dem Kind die Rolle des Vaters noch nicht klar. Es ist vielmehr der Vater selbst, der sich vom ersten Augenblick an in diese Rolle hineinversetzt und der meistens nur auf die Gelegenheit wartet, um seinen Vaterstolz in die gangbare kleine Münze des Alltags umzuwechseln. Bei der Pflege des Kindes kann er natürlich kaum mitreden. Doch bei fortschreitender Entwicklung der kindlichen Intelligenz beansprucht er ein immer grösseres Wirkungsfeld für sich, oder neigt wenigstens dazu. Und eben deshalb, weil wir nicht wissen, in welchem Stadium der Entwicklung der Vater eine wirkliche Rolle zu spielen beginnt, erscheint es uns notwendig, die Frage jetzt schon zu klären, welche Bedeutung der Umgebung in der Bildung der kindlichen Psyche zukommt und insbesondere, welcher Anteil hierbei dem Vater gebührt.

„Das Staunen ist der Anfang aller Erkenntnis“ — sagt Aristoteles. Auch die Bildung der kindlichen Psyche fängt mit diesem Staunen an. Der Säugling

ist noch ein seelenloses Wesen, in dem Sinne, dass er sich des eigenen Seins noch nicht bewusst ist, dass er noch kein „Ich“ hat. Ins Mysteriöse verliert sich der Weg, den der Säugling zurücklegt, bis die blassen Umrisse seines Ichs eine Gestalt anzunehmen beginnen. Um zu dem Ich zu gelangen, musste er erst die Aussenwelt erleben. „Das Du ist früher da, als das Ich“ — stellt Nietzsche fest. Dieses „Du“, also die Aussenwelt, stellt sich derart dar, dass es dem Säugling — wenn auch noch so dämmerhaft — zum Bewusstsein kommt, dass man sich mit ihm beschäftigt, dass er beobachtet wird. So entsteht langsam die erste Form der Identifizierung in dem Sinne, dass das Kleinkind sich allmählich mit dem Beobachter identifiziert und durch die Auswertung dieses Erlebnisses sich des eigenen Daseins, des „Ichs“ besinnt.

Wenngleich dieser hypothetische Weg der Ichbildung ein wenig kompliziert erscheint, war es doch nötig, ihn kennen zu lernen, weil es nur so möglich ist, die Rolle der Umgebung in der Bildung des Ichs mit den Mitteln der empirischen Psychologie zu erklären. Das Kleinkind sehnt sich nach Liebe und die Befriedigung dieses Bedürfnisses wird ihm in erster Reihe durch die Mutter zuteil. Dieses Liebesbedürfnis haben wir im Adlerschen Sinne als ein mitgebrachtes Gemeinschaftsgefühl bezeichnet, das die Triebe in ihrem Drang nach unbedingter Befriedigung a priori zügelt und die Einfügung in die Gemeinschaft ermöglicht. Machen wir uns dagegen die

Freudsche Auffassung zu eigen, wonach jeder Trieb asozial ist, so stehen wir noch schärfer der unlösbar scheinenden Frage gegenüber: wie ist es möglich, dass wir auf die Befriedigung unserer Triebe zum Teil verzichten und uns den einschränkenden, unterdrückenden Gesetzen der Gesellschaft unterwerfen? Unsere Annahme ist die, dass das Kleinkind in seiner Hilflosigkeit, der zufolge es nur durch die Liebe, durch die sorgfältige Pflege am Leben erhalten werden kann, bald eben durch die Auswertung des Du-Erlebnisses erkennt: wenn ihm auch einerseits — durch die Einschränkungen der Gemeinschaft — Liebe entzogen wird, so sorgt andererseits in verlässlicher Weise das „Du“ für die Befriedigung seiner Triebe. Zwar ist es gezwungen, zu verzichten, dafür erhält es aber als Entgelt die Sicherheit der Zärtlichkeitsäusserungen von der Gesellschaft, deren erste Repräsentantin die Mutter ist. Das Kind empfängt also Liebe und gibt Liebe dafür. Diese Liebe bedeutet von nun an, dass das Kind sich das Gesetz desjenigen zueigen macht, der das Maß der ihm gebührenden Liebe festgelegt hat, dass es sich also mit dem Gesetzgeber „identifiziert“. Die Beobachtung der Aussenstehenden wird zur Selbstbeobachtung und auf diese Weise bildet sich das Kleinkind jenes von der Umgebung übernommene, über dem Ich stehende Forum — das „Überich“ — das die Begriffe des Erlaubten und Verbotenen bestimmt. Das Verbotene bedeutete anfangs eine Fügung der Aussenwelt, des Du, und

wurde erst durch Identifizierung zur Satzung des Ich. So entsteht im Kinde das soziale Gesetz, dem es folgt. Gerät es in Konflikt mit ihm, so belastet es die eigene Seele mit Schuldbewusstsein..

Das erste soziale Gesetz ist die Mutter. Der erste gesellschaftliche Vertrag (*contrat social*), der zwischen Menschen geschlossen wurde, war der zwischen Mutter und Kind.

In unserer Gesellschaftsordnung ist aber der Vater der Vertreter des Gesetzes. An die Mutter war das Kind noch biologisch gebunden, dagegen ist der Vater der erste, der die Aussenwelt vertritt; die Aussenwelt bedeutet aber das Gesetz und das Gesetz bedeutet, dass in der Seele des Kindes sich das Gebiet jener Verbote immer mehr erweitert, die die Triebe in die dunkle Regionen des Unbewussten zurückdrängen.

Ob nun dieses Gesetz angenommen und zu einer Instanz über dem Ich erhoben wird, hängt — wie wir es schon behauptet haben — von der Liebe ab. Selbst der Vater kann den kleinen Triebmenschen nur durch die Liebe für die Gesellschaft erobern. Nun ist die Rolle des Vaters gerade die, die Bildung dieses über dem Ich stehenden Forums in der Seele des Kindes möglichst lückenlos und vollständig zu gestalten. Der Vater erscheint vor dem Kind in dem vollen Glanz der äusseren, gesetzgeberischen Macht. Er ist die Ruhe und die Sicherheit, zugleich aber auch das Gesetz, das befehlende und verbietende Wort. Die Rolle der Mutter ist für das Kind nicht

problematisch, durch sie wurde es genährt und gepflegt. Welches Recht hat aber der Vater, an den es durch keinerlei positiven Beziehungen gebunden ist, ihm gegenüber Forderungen zu stellen? Der Vater repräsentiert für das Kind die Kraft und Macht der Gesellschaft. Genau so, wie die Religionen die Macht des Vaters in den Himmel projizieren („Gottvater - Herrgott“), erscheint ihm allmählich der Vater als Machtideal und in seiner Verkörperung wird der Mann zum Inbegriff der Männlichkeit. Das Kind ist natürlich weit davon entfernt, sich über den Unterschied der Geschlechter und ihre Bedeutung vollkommen Rechenschaft zu geben. Es sieht auch die gesellschaftlichen Zusammenhänge noch nicht, merkt jedoch sehr früh, schon auf der Frühstufe seiner geistigen Entwicklung, dass die Gesellschaft der Erwachsenen in zwei Teile zerfällt: in die Gruppen der Männer und der Frauen, der Väter und der Mütter.

Früh fällt aber auch ein anderes Motiv in die Augen. Die erste, unerschöpflich scheinende Quelle der Liebe ist für das Kind die Mutter. Doch merkt das Kind sehr bald, dass die mütterliche Liebesquelle nicht nur ihm allein zur Verfügung steht, sondern, dass es sie mit anderen teilen muss, so dass ihm weniger übrig bleibt. In erster Reihe ist es der Vater, der sich als Rivale meldet, der selbe Vater, der ihm, dem Schwachen gegenüber Macht und Kraft vertritt. So entsteht im Kinde, in erster Reihe in Knaben, den das heutige Erziehungssystem so früh über

sein Geschlecht und die Attribute seiner Geschlechtszugehörigkeit aufklärt, jener seelische Mechanismus, der sich im Wunsch äussert, den väterlichen Rivalen zu besiegen, indem er dessen Platz einnimmt.

Wenn die Mütter — natürlich erst viel später — mit freudigem Stolz erzählen, dass sie von ihrem kleinen Buben einen Heiratsantrag erhielten, wollen sie eigentlich von der Kehrseite der Medaille keine Notiz nehmen, dass es sich nämlich nicht allein um sie handelt, sondern auch um den Papa, an dessen Stelle der Junge treten möchte. Diese zwiespältige Einstellung des Knaben zu dem Vater, indem es in ihm das ideale Vorbild seiner Bestrebungen erblickt und gleichzeitig seinen Rivalen, an dessen Stelle er treten möchte, reicht in die ersten Phasen der Bildung der menschlichen Psyche zurück, begleitet den ganzen Entwicklungsgang des Kindes und übt darauf oft einen verhängnisvollen Einfluss aus.

Auch das Mädchen merkt, dass in der heutigen Gesellschaftsordnung der Papa der stärkere ist — oder wenigstens infolge der Rolle, die er in der Aussenwelt spielt, es zu sein scheint. Das kleine Mädchen möchte an die Stelle der Mutter treten um so die Liebe des Vaters ganz allein besitzen zu können. Das kleine Mädchen ist von innerem Protest gegen seine inferiore Rolle erfüllt und da es — als Mädchen — nicht an die Stelle des Vaters treten kann, so möchte es wenigstens die Stelle neben ihm und seine ganze Liebe für sich sichern.

Dies bezieht sich natürlich nur auf die Kinder

in der normalen Familie der klassischen, patriarchalischen Gesellschaftsordnung. Die Machtverteilung innerhalb der heutigen Familie beginnt die alte Ordnung zu sprengen und dadurch wird natürlich auch das Tempo der Entstehung dieser seelischen Mechanismen verändert.

Während Alfred Adler aus der Machtstellung des Mannes jenen seelischen Mechanismus des Kindes ableitet, kraft dessen es die Rolle des schwächeren Geschlechtes nicht übernehmen will und dieses Grundmotiv des Geltungsstrebens als „männlichen Protest“ bezeichnet, führt Freud dieses Verhalten auf urbiologische Gründe zurück und formuliert es scharf dahin, dass der Knabe — seinem angeborenen Triebe folgend — Alleinbesitzer der Mutter sein will und das Hindernis, den Vater, aus dem Weg räumen möchte. (Dies ist das Gesetz des vielumstrittenen „Oedipus-Komplexes“.) Bei den Mädchen ist die Situation umgekehrt.

Uns interessiert diese Frage selbstverständlich nur vom Gesichtspunkte der praktischen Erziehung. Es scheint uns richtig, die Möglichkeit der Oedipus-Situation anzunehmen und dementsprechend, soweit nur irgend möglich, dahin zu wirken, dass das Kind seine Liebe zwischen beiden Eltern gleich verteile. Auf diese Weise können die Verkehrtheiten paraliert werden, die aus einer einseitigen, übertriebenen Zuneigung entstehen und sowohl die Harmonie der Familie, wie auch die innere Ruhe des Kindes zerstören.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass in der Frage der Gesellschaftszugehörigkeit des Kindes die Eltern schon im Vorhinein Stellung nehmen. In dieser Voreingenommenheit haben wir die Erklärung dafür gefunden, dass manche Mütter ihr Kind nicht unbedingt seinem Geschlechte entsprechend erziehen, sondern nach Buben- oder Mädchenart, je nach dem, wie sie es sich gewünscht hatten. Wir können aber nunmehr auch eine andere Erklärung hierfür geben. Es kommt besonders häufig vor, dass die Mutter ihren einzigen Sohn nach Mädchenart erzieht. Was kann hier vorgegangen sein? Die Mutter, die in tiefster Seele ihr Kind möglichst lang für sich behalten möchte, fühlt instinktiv, dass es sich nur solange mit ihm identifizieren kann, als es nicht gewahr wird, dass es der Gemeinschaft der Väter, also — die Geschlechter nach ihrer Machtstellung wertend — einem anderen Lager angehört. Dies bedeutet natürlich nicht die Lockerung des Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn, das im Gegenteil möglicherweise noch inniger, aber unbedingt anderer Art wird. Um dies zu vermeiden, erzieht die Mutter ihr Kind nach Mädchenart, das heisst, zum Mitglied der Gemeinschaft der Mütter. Sie vermeidet tunlichst alles, was im Knaben das Gefühl der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Männer erwecken könnte. Daher lässt sie ihm die Haare wachsen, zieht ihm lange Zeit keine Hose an, etc. Dies kann später zweierlei Wirkungen haben. Es kann unterdrückten Trotz auslösen, es kann aber auch dahin-

führen, dass der seiner selbst nicht sichere, in seiner Schwäche mit einem Minderwertigkeitsgefühl behaftete Knabe schliesslich die ihm aufgezwungene Rolle eines Mädchens als seine eigene Lebensform übernimmt. Er verwertet dann diese Rolle für seine Zwecke, indem er lieber auf die Machtposition als Mann verzichtet, um sich damit die Möglichkeit zu verschaffen, den ihm harrenden Aufgaben, denen er sich nicht gewachsen fühlt, auszuweichen. Es ist bekannt, dass sehr viele sexuelle Aberrationen — besonders die Homosexualität — auf derartige spezielle Mutterbindungen zurückzuführen sind. Selbstverständlich kommt auch der umgekehrte Fall vor, wobei die Mutter die Männlichkeit ihres Kindes ganz besonders betont, als waltete unbewusst der Mechanismus, durch ihren Sohn, der doch ihr Fleisch und Blut ist, selbst zur Männlichkeit zu gelangen.

Die andere verfehlte Erziehungsmethode ist die knabenhafte Erziehung des Mädchens.

Das Mädchen übernimmt die Knabenrolle scheinbar gern, kann es doch sein Selbstbewusstsein nur erhöhen, wenn es für einen Knaben gilt. Dem ist aber nur scheinbar so. Denn diese Rolle ist unecht und eine solche verfälschte Lage wird im tiefsten Bewusstsein zur Quelle ständiger qualvoller Widersprüche. Vielleicht könnte man dagegen geltend machen, dass diese knabenhafte Erziehung die Entwicklung zu einem selbstständigen Menschen fördert, wobei in der heutigen Gesellschaftsordnung, in der der arbeitenden Frau bereits eine grosse Rolle

zufällt, ein Mädchen nur gewinnen könne. Praktisch mag nach aussen hin dies stimmen, doch nicht minder wahr ist auch, dass durch diese Methode das „Weib“ in seiner menschlichen Entwicklung gehemmt wird, dem gerade die Übernahme seiner Frauenrolle Sinn und Inhalt geben soll. Wir haben die Vermutung, dass eben die Frauen, welche die Vollendung der Weiblichkeit nie erreichen — also z. B. die frigiden — zum grossen Teil der Gruppe der knabenhaft erzogenen Mädchen entstammen. Man soll nämlich nicht vergessen, dass je knabenhafter ein Mädchen erzogen wird, um so wertvoller erscheint ihm die Knabenrolle, je mehr vor einem Mädchen die Bedeutung der Männlichkeit betont wird, um so mehr sehnt es sich danach. Es ist sich aber nichtsdestoweniger bewusst, dass alles vergeblich ist, es ist und bleibt ein Mädchen und so wird seine Erbitterung noch tiefer, sein Gefühl der Minderwertigkeit noch quälender.

Was ist also zu tun? Es ist nämlich genau so verfehlt, einen Knaben zu sehr als Knaben, ein Mädchen zu sehr als Mädchen zu erziehen. Wir glauben den richtigen Weg zu gehen, indem wir den Eltern, in erster Reihe den Müttern folgendes empfehlen: man soll den Knaben knabenhaft, das Mädchen mädchenhaft erziehen, dabei jedoch den von der heutigen Gesellschaft ohnehin allzusehr betonten, auf die Machtstellung hinzugespitzten Charakter der Geschlechtszugehörigkeit möglichst abstumpfen oder ausser Acht lassen. Bei den Knaben, denen

gegenüber wir immerfort betonen: „Ein Bub mache so etwas nicht“, können wir schliesslich erreichen, dass sie in eine aggressive, verlogene Position des Geltungsstrebens hineingedrängt werden, in der sie glauben, ständig ihre Männlichkeit beweisen zu müssen. (Das ist der spätere „Don Juan-Typ“, der sich, wie man sieht, schon im frühen Kindesalter entwickelt. Der arme Don Juan ist eigentlich kein Eroberer, kein Held, sondern ein feiger, minderwertiger Mann, der fortwährend die Bestätigung seines tiefinnerlich bezweifelten Manneswertes suchen muss.) Und da somit der Druck der auf dem Kinde lastenden Aufgaben ständig wächst, fühlt es umso mehr die eigene Unfähigkeit und überschätzt den Misserfolg, der in dem einen oder anderen Aufgabenkreis jedem Menschen widerfahren kann und auch oft widerfährt, — freilich ohne einen Gesunden besonders zu erschüttern. Ein Mädchen, das im Laufe der Erziehung stets darauf eingestellt wurde: „ein Mädchen tut so etwas nicht“, überschätzt die Schwäche seiner weiblichen Existenz, die dadurch noch stärker unterstrichen wird, dass es der Gemeinschaft der Mädchen, der Frauen, also der Schwachen, der Minderwertigen angehört.

Die positive Lösung soll womöglich darin bestehen, in der Erziehung jeden Hinweis auf die Geschlechtsbetontheit einzelner Charakterzüge zu unterlassen. Man soll — wenigstens als Arbeitshypothese der Erziehung — annehmen, dass es keine „knabenhaften“ und keine „mädchenhaften“ Eigen-

schaften gibt. Wir sollen uns bemühen, das Allgemeinmenschliche hervortreten zu lassen. Je länger diese Charaktereinheit, welche keine maskulinen und femininen Charakterzüge unterscheidet, gewahrt werden kann, desto leichter wird es dem Kinde gemacht, sich in die Gemeinschaft einzufügen. Selbstverständlich tritt in dem Kinde die Geschlechtszugehörigkeit früh zutage. Unsere erzieherische Aufgabe sollte in der Hauptsache darin bestehen, den Machtcharakter der Geschlechtszugehörigkeit möglichst abzuschwächen. Das Mittel dazu ist das Beispiel, das das Kind im Familienleben vor sich sieht. Das gegenseitige Verhältnis der Eltern, der Machtbereich des Vaters und der Mutter innerhalb der Familie: das sind die ersten, unmittelbaren Erlebnisse, die es dem Kind ermöglichen, sich ein Urteil darüber zu bilden, was es bedeutet, ein Mann oder eine Frau zu sein.

Diese Erfahrung verarbeitet das Kind derart, dass dadurch das harmonische, glückliche Familienleben zur Grundbedingung der Kindererziehung wird. Wir meinen damit natürlich nicht, dass die Mutter die passive Frauenrolle mit stillem Märtyrertum tragen soll und ebenso wenig, dass der Mann mit Resignation alle Bestrebungen der Frau erdulden müsse, durch die sie sich für ihre weibliche Schwäche innerhalb oder auch ausserhalb der Familie schadlos zu halten sucht. Das Familienleben ist in der Beurteilung des Kindes weniger eine gefühlsmäßige Bindung zwischen den Eltern — obwohl es

zweifellos auch diesen Charakter hat — als vielmehr: ein Machtverhältnis. Durch harmonische Gefühlsäusserungen kann der Eindruck, den das Kind aus dem gegenseitigen Machtbereich des Vaters (des Mannes) und der Mutter (der Frau) gewonnen hat, gemildert, in idealen Fällen sogar ganz aufgehoben werden. Das glückliche Familienleben wird in dieser Betrachtung so ausgelegt, dass die Eltern eine Arbeitsgemeinschaft gleichberechtigter Menschen bilden, in der die Arbeit zwar notwendigerweise geteilt wird, doch hängt ihr Wert und ihre Bedeutung nicht davon ab, ob sie vom Vater (dem Manne) oder von der Mutter (der Frau) verrichtet wird. Eine Annäherung an diesen Zustand lässt sich am ehesten dort erzielen, wo sich sowohl der Vater, als auch die Mutter am Broterwerb beteiligen. So glauben wir auch feststellen zu können, dass die Kinder berufstätiger Eltern sich in dieser Hinsicht gesündere Erfahrungen erwerben. Doch selbst dort, wo diese Möglichkeit nicht gegeben ist, müssen die Eltern, die richtig erziehen, die passende Art und Weise finden, um die Tätigkeit der Mutter im Haushalt und in der Erziehung auch vor dem Kinde in das gebührende Licht zu rücken.

Vater und Mutter müssen das Kind einheitlich erziehen. Ihr Erziehungssystem muss auch in den praktischen Aeusserungsformen eine volle Übereinstimmung zeigen. Die ältere Auffassung meinte die Erziehungsaufgabe zwischen Mutter und Vater derart verteilen zu können, dass die Mutter durch Zuge-

ständnisse, der Vater durch Verbote zu erziehen habe. Demnach sollte die Mutter durch Liebe, der Vater durch Autorität erzieherisch wirken. Natürlich liebt auch nach dieser Auffassung der Vater sein Kind nicht weniger, als die Mutter, doch müsse er dies verbergen, denn er sei zugleich „der höchste Richter“ in der Familie, den keine Liebe voreingenommen machen dürfe. Zugleich sei der Vater auch „der Mann“, dem es nicht gestattet sei, sich durch irgendwelche Gefühlsmomente weich stimmen zu lassen. Er sei ferner auch das Oberhaupt der Familie, der darüber zu wachen habe, dass das Familienband durch keinen Aufruhr gelockert und zerrissen werde, dessen tiefster Grund doch immer die Auflehnung der Jugend gegen das traditionelle Gesetz der Väter ist. Heute, da man so viel über die Auflösung der Familie spricht, da der Kreis der väterlichen Gewalt immer enger wird und auch die wirtschaftliche Funktion des Vaters durch Beteiligung der Frau am Broterwerb und durch die höhere Einschätzung ihrer häuslichen und erzieherischen Wirksamkeit eine tiefgehende Wandlung erfahren hat, verliert der Vater an Macht und seine Stellung nähert sich derjenigen der Mutter. Die Mittel zur Aufrechterhaltung der früheren Autorität stehen dem Vater nicht mehr in vollem Maße zu Gebote und er muss nun zwischen der bequemen Neutralität: „ich will mich in die Kindererziehung nicht hineinmischen, das ist deine Sache“ und zwischen einer neuen Aufgabe wählen, die dahin formuliert werden

kann: damit das Kind seinen Weg zwischen sich selbst und der Gemeinschaft finde, hat der Vater sein erster Lehrer, der erste Organisator seines Lebens zu sein. Diese Aufgabe kann aber nur von Vater und Mutter gemeinsam gelöst werden.

Dies hat aber eine unerlässliche Vorbedingung: die Eltern sollen darauf verzichten, ihre Kinder durch Autorität, durch Machtmittel zu erziehen. (Wohl gemerkt: Autorität ist nicht mit Respekt identisch, wie auch Respekt nicht durch Autorität erzwungen werden kann. Die Autorität ist eine Machtfrage, der Respekt beruht auf Gegenseitigkeit.) Hiefür spricht nicht nur der Umstand, dass die Quellen dieser Autorität infolge der im Familienleben gegenwärtig vor sich gehenden Umschichtungen allmählich versiegen, sondern auch die heute schon durch praktische Erfahrungen erhärtete Einsicht, dass die autoritäre Erziehung den Kampf verschärfen muss, der zwischen Eltern und Kindern ohnehin nur schwer zu vermeiden ist.

Es mag ein wenig sonderbar klingen, wir müssen aber doch die Ansicht äussern, dass die richtige Erziehung die Taktik verfolgen muss, das Kind vergessen — wir möchten fast sagen: verzeihen — zu machen, dass wir grosse, erwachsene Menschen sind. Die Aufgabe der Eltern in der Erziehung ist, mit ihren Erfahrungen, mit ihrer Reife und ihrem Wissen dem Kind zur Verfügung zu stehen, wenn es sie in Anspruch nehmen will. Wir stellen unsere Erfahrungen dem Kind ohne Vorbehalt zur Verfügung.

Es mag sich ihrer bedienen, wann es will, in keinem Falle dürfen wir sie ihm aber aufzwingen. Dies bedeutet bei weitem nicht, dass wir uns den etwaigen Launen des Kindes anzupassen hätten, dass der Verzicht auf Autorität den Sinn hätte, unsererseits das Kind als Autorität anzuerkennen. Das Kind lebt in einer Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft ist die Familie. Dieses Gemeinschaftsleben hat seine Bedingungen, seine Organisationsregeln. Die Gemeinschaft hat nicht nur zu geben, sie darf von ihren Mitgliedern auch verlangen, ihrer Lage entsprechend etwas zu leisten. Das Kind, dessen angeborenes Gemeinschaftsgefühl im Säuglingsalter darin zum Ausdruck kam, dass es Liebe empfing, empfindet nun vermöge der positiven Aeusserungsform des gleichen Triebes die Fähigkeit, auch seinerseits etwas zu geben, sich an der Arbeit der Gemeinschaft zu beteiligen. Wenn wir diese Gemeinschaft vom ersten Augenblick der verstandesmäßigen Regungen an als den Rahmen der Erziehung betrachten und die ganze erzieherische Tätigkeit diesem Rahmen einfügen, so wird sich das Kind viel eher als ein nützliches Mitglied der Gemeinschaft einschätzen und die eigene Schwäche und Kleinheit weniger drückend empfinden. Und hier kann der Vater: der Mächtigere, der Stärkere, der Mann, mehr bieten; indem er im Kinde nicht das Gefühl entstehen lässt, dass er der Mächtige, der Starke, der Mann sei. Nach der alten Auffassung über die Familie ist die Gemeinschaft selbst dem Vater unterworfen und hieraus

wurde auch die Rolle des Vaters in der Erziehung hergeleitet.

Nach unserer Auffassung führt der richtige Weg der Erziehung dahin, dem Kind fühlbar zu machen: hier ist eine Gemeinschaft gegeben, die Familie, der ein jeder unterworfen ist, sogar der Vater selbst! Dieser Gemeinschaft unterwirft sich das Kind zusammen mit dem Vater, ohne Widerstand.

Parallel mit dem langsamen Wandel, in welchem die Hierarchie der Familie begriffen ist, geht auch die Autorität, die von den Eltern als ihr unbedingtes Attribut angesehen wurde, in einen unpersönlichen Respekt über, den sie auf die Familie, als eine Gemeinschaft übertragen. Wir sind nicht gegen die autoritäre Erziehung überhaupt, wir formulieren nur den Wunsch, dass diese Autorität — wenn das Wort in diesem Sinne überhaupt verwendbar ist — nicht an eine Person, sondern an die Gemeinschaft gebunden sei und dass ihre Kraft nicht auf der Macht, sondern auf der Notwendigkeit eines auch für das Kind annehmbaren und sinnlich erfassbaren, harmonischen Zusammenlebens beruhen möge.

IX. KAPITEL.

STRENGE, VERWÖHNUNG, SCHLAGEN.

DAS STRENGERZOGENE UND DAS VERWÖHNTE KIND. — DARF
MAN EIN KIND SCHLAGEN? — SITUATION UND ERZIEHUNG DES
EINZIGES KINDES.

In einer Familie, in der die Eltern mit kluger Selbstverleugnung darauf verzichtet haben, das Prinzip der Autorität gelten zu lassen und in der innerhalb der Familie die Stellung der Mitglieder nicht durch ihre Machtposition bestimmt wird, sind für die Entwicklung des Kindes die Vorbedingungen eines gesunden Lebensweges automatisch gegeben und es fallen die häufig vorkommenden Probleme, um die auch heute noch heftige Diskussionen geführt werden, von selbst weg.

Die Machtposition der Eltern gelangt in der strengen Erziehung zur Geltung. Es handelt sich dabei natürlich um eine allgemeine Erziehungslinie. Es ist noch immer besser, wenn es eine solche gibt, als wenn die Erziehung überhaupt keine einheitliche Linie hat und die Eltern launenhaft, bald ohne Grund und Logik streng sind, bald wieder das Kind verhätscheln und sich seinen Launen fügen. Es ist ein schwerer Fehler, wenn eine solche launenhafte Erziehung es dem Kind unmöglich macht, seine Erlebnisse in solide Erfahrungen umzusetzen, so dass es im Durcheinander von Strenge und Verzärtelung

sich nicht zu orientieren, sich keine Wertsetzungen zu schaffen vermag. Ein gleich schwerer Fehler ist es natürlich, wenn diese Launenhaftigkeit sich derart äussert, dass die Mutter streng, der Vater aber nachgiebig ist, oder umgekehrt, ja dass die beiden ihre Sonderrollen sogar vor dem Kinde gegeneinander ausspielen. Ähnliche Folgen hat es auch, wenn in die Erziehung ein Aussenstehender — z. B. die Grossmama — hineinredet und heimlich sein eigenes System, hinter dem sich nicht selten — besonders seitens der Grosseltern, Tanten und Familienfreunde — eine wohlfeile Werbung um die Liebe des Kindes versteckt, durchzusetzen sucht. Es ist eine unerlässliche Bedingung, dass die Erziehung einheitlich und ausschliesslich in den Händen der Eltern bzw. eines einzigen Erziehers konzentriert sei. Jeder andere soll seine Auffassung nur durch die Vermittlung dieser einzigen Person, aber nie unter Umgehung des befugten Erziehers geltend zu machen trachten. Dies bedeutet auch, dass man vor dem Kinde keine auf dessen Person bezügliche Bemerkung fallen lassen, in seiner Anwesenheit keine Sondermeinung in Erziehungsfragen entwickeln soll.

Wir wollen aber auf die Erziehungsmethode zurückkommen, deren Grundzug die Strenge ist. Den Mangel an Liebe empfindet das Kind in zwei Formen: als Vernachlässigung und als Strenge. Das Kind fasst das eine, wie das andere als Mangel an Liebe auf. Strenge Erziehung bedeutet auch, dass sich um das Kind herum eine ständige, starre Zone

des Verbotenen herausbildet, in der es sich keine lebendigen Erfahrungen über seine eigenen Handlungen und deren innere Konsequenzen erwerben kann, dass alles von aussen her sein fertiges Maß erhält, je nach dem, ob die Eltern es erlauben, oder verbieten. Strenge Erziehung bedeutet starre Normen, denen sich das Kind nicht aus innerlicher Bereitschaft, sondern bloss aus Zwang fügt. Auf der anderen Seite versucht es, diesen unaufhörlichen Druck irgendwie wettzumachen. Es sucht sich anderweitige Geltungsmöglichkeiten zu verschaffen, für die es technisch noch nicht gewappnet ist.

Die Strenge bedeutet, dass man das Kind durch äusseren Zwang zur Erfüllung seiner Aufgaben nötigt. Das Kind wird gezwungen, also braucht es den Zwang; es besitzt also nicht die Fähigkeit, seinen Aufgaben aus innerem Antrieb nachzukommen. Dies führt selbstverständlich zu einem völligen Mangel an Selbstvertrauen, es führt dazu, dass das Kind seinen Willen, seinen eigenen Impuls bei der Erfüllung seiner Pflichten völlig ausschaltet und sich einem Machtsystem anpasst, das sich durch Strenge Geltung zu verschaffen weiss. Darüber hinaus bedeutet es aber auch, dass — nachdem von aussen her bestimmt wird, was man tun und lassen soll, — auch die Verantwortung von dieser äusseren, zwingenden Macht übernommen wird und das Kind nie in die Lage kommt, zu lernen, es sei für seine Taten verantwortlich — dass es also auch nicht lernt, diese Verantwortung mutig auf sich zu nehmen. Die Strenge ist

daher für das Kind oft eine grosse Erleichterung, — sie ermöglicht ihm, sich um die Verantwortung zu drücken — sie führt aber zugleich zur Verkrüppelung der Seele, indem sie das Kind unfähig macht, die Lastprobe des Lebens zu bestehen und zu sich selbst streng zu sein, da es für seine Handlungen, oder auch für seine Unterlassungen selbst die Verantwortung zu tragen hat.

Zu den Aeusserungsformen der Strenge gehört auch das patriarchalische Erziehungsmittel: das Prügeln.

In Wirklichkeit ist das Prügeln eigentlich kein Erziehungsmittel, sondern ein blosses Machtmittel. Mit gleichem Recht liesse sich die Frage stellen, ob es erlaubt ist, erwachsene Frauen, oder Männer zu schlagen? Das Prügeln hat eine einzige Rechtfertigung: ich bin der Mächtigere, also darf ich es.

Schauernd besinnen wir uns der Zeiten, da die Väter in ihrer unbeschränkten Macht ihre Kinder sogar töten durften. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, die mit ähnlichen Grauen auf die Epoche der pädagogisch geeichten Prügel zurückblicken wird. „Das mag alles wahr sein — hören wir den Einwand — aber es kommen doch immer Situationen vor, in denen ich mir nicht anders helfen kann, und ein bisschen Prügeln hat noch keinem geschadet und führt zuguterletzt doch immer zum gewünschten Ergebnis.“ In der Tat hinterlassen zumeist Schläge keine bleibenden Spuren an der Haut des Kindes. Sie hinterlassen aber ihre Spuren in der Seele des Kin-

des, das — ohnehin von ständigem Zweifel erfüllt — unaufhörlich auf der Hut ist, ob die Liebesbereitschaft die man ihm zuwendet, nicht im Abnehmen begriffen ist. Die Prügel sind erniedrigend. Sie sind es immer, auch wenn die Mutter oder der Erzieher es nicht bemerkt und meint, mit ein bisschen Weinen sei alles abgetan. Niemand hat das Recht, das Kind durch Prügel zu demütigen, nicht einmal die Eltern. Auch hat das Prügeln gar keinen positiven, höchstens einen scheinbaren Erfolg, der aber stets Rückschläge zeitigt. Der Scheinerfolg besteht darin, dass sich das Kind dem Willen der Erwachsenen unterworfen, bzw. dass es für sein unpassendes Benehmen die gebührende Strafe erhalten hat. Nun ist aber das eigentliche Ziel des Strafens die Abschreckung, die Festlegung eines ständigen Systems der Furcht.

Wie immer, soll man sich auch bei dieser Frage in die Gedankenwelt des Kindes einfühlen. Die Frage, ob es etwas tun soll, stellt sich das Kind in der Formulierung: ist es mir gut? Hat es etwas getan, was ihm nicht angenehm ist, so hat es bereits seine Strafe erhalten. Das Kind muss auf diesem Gebiete schon vom zartesten Alter an aus eigenen Stücken die Erfahrung erwerben, dass für seine Taten in erster Reihe es selbst verantwortlich ist, also auch die Folgen zu tragen hat, selbst wenn diese unangenehm und bitter sind.

Die zweite Frage, die an die Handlungen des Kindes anknüpft, ist die: ob sie für andere, für die

Gemeinschaft gut sind. Es kann etwas vom selbstsüchtigem Gesichtspunkte des Kindes scheinbar gut, für diejenigen aber, die es umgehen, umso schlimmer, umso unangenehmer sein. Nun liegt die Frage auf der Hand, ob man jemand durch Prügel für die Gemeinschaft erziehen kann? Ist irgendeine Handlung des Kindes gegen die Gemeinschaft gerichtet, so sind nicht Prügel die passende Antwort, die die Eltern zu geben haben; eine solche muss vielmehr bis zur inneren Logik des kindlichen Benehmens vordringen. Die Eltern müssen verstehen, im Kind das Gefühl zu erwecken, dass es von der Gemeinschaft nichts verlangen kann, wenn es ihr seinerseits nichts zu geben, sich ihr nicht anzupassen vermag. „Sich anpassen“ heisst Liebe geben.

Man warnt das Kind, es soll nicht auf den Stuhl kriechen, weil es herunterfallen und sich anschlagen könnte. Das Kind wird uns natürlich nicht folgen. „Natürlich“, sagen wir, da das Kind nicht vernünftig, sondern gefühlsmäßig denkt und sich von allem selbst überzeugen will: es kriecht also auf den Stuhl, fällt tatsächlich herunter und schlägt sich an. Er hat sich weh getan und damit ist die Sache schon erledigt, es wurde durch die Tatsachen selbst bestraft.

Wenn das Kind jetzt geschlagen wird, so bekommt es die Prügel nicht, weil „wer auf den Stuhl kriecht, der fällt auch herunter“, sondern weil es nicht folgsam war, unsere Erfahrung nicht als zwingend anerkannte. Die Prügel haben also einen

Machtcharakter und nicht eine erzieherische Wirkung. Insbesondere dann nicht, wenn das Kind nicht einmal vom Stuhl heruntergefallen ist und wir es nur deshalb verprügeln, weil es nicht gefolgt hat. Es ist klar, dass in diesem Falle die Prügel auf gar keiner Logik beruhen, die dünnliche Anmassung der Eltern ausgenommen, ihr Wille müsse sich unbedingt durchsetzen und wehe dem Kind, wenn es nicht gehorcht!

Es gibt überhaupt keine Situation, in der nicht alles ohne Prügel, mit vernünftigen Zureden erledigt werden könnte. Man muss sich nur die Mühe geben. Prügeln bedeutet nichts anderes, als die leichteste und wohlfeilste Art der Erledigung, bei der sich die Eltern in der Überlegung und Lösung einer gegebenen Situation wirklich nicht anzustrengen brauchen. Das Prügeln kann aber auch weitgehende Folgen haben: die Erweckung des Schuldbewusstseins — worüber wir noch sprechen werden — und die Erwerbung der Erfahrung, dass ein unrichtiges Benehmen, statt der Wiedergutmachung im Dienste der Gemeinschaft auch dadurch erledigt werden kann, dass man verprügelt wird. Jetzt ist es das Kind, für das die Prügel eine bequeme Lösung bedeuten, da es eine Handlung, deren Sühne die Übernahme der Verantwortung im Sinne der Wiedergutmachung wäre, auf billige Art erledigt hat. Man sieht immer wieder, dass das Kind sich nach dem Prügeln beruhigt, ja dass es oft die Prügel erzwingt. Wir können z. B. auf das Schuldbewusstsein

des onanisierenden Kindes hinweisen, das sich in die erzwungenen Prügel flüchtet. Geschlagen zu werden kann also auch eine Form der Flucht bedeuten, als Umgehung der eigentlichen, immanenten Folgen der Tat. Nicht selten haben die Prügel eine sexuelle Bedeutung. Der frühe Masochismus des Kindes findet darin seine Befriedigung. Rousseau beschreibt in „Emile“, im grössten pädagogischen Buch aller Zeiten, welche Lust es ihm bereitete, wenn seine Erzieherin, Fräulein Lambercier, ihn schlug.

Wir müssen aber auch darauf hinweisen, dass beim Prügeln fast ausnahmslos die Aggressionslust der Eltern zum Ausdruck gelangt. Die Kinder fühlen das und erblicken im Prügeln keine Folge ihrer Taten, sondern einfach die Tatsache, dass die Eltern es sich erlauben können, ihren Aerger gegen sie (also in der Richtung des geringsten Widerstandes) abzuleiten. So seltsam es auch klingen mag, unsere Erfahrungen sprechen dafür, dass es nichts gibt, was die elterliche Autorität mehr untergrübe, als die Prügel. Durch Prügel kann man jemanden einschüchtern, auch bestrafen, — um der Strafe willen — nur erziehen kann man damit nicht.

Nun kann man aber nicht nur mit dem Stock, sondern auch mit Worten schlagen. Die Prügelfrage ist nur ein Teil des grundlegenden Problems, ob in der Erziehung das Strafsystem, in welcher Form immer, akzeptiert werden kann. In dieser Frage steckt eigentlich der Kern unseres ganzen Strafrechtssy-

stems. Es würde zu weit führen, diese Frage in vollem Umfange zu erörtern. Wir wollen uns mit dem Hinweis begnügen, dass wir unserer ganzen Einstellung nach eine richterliche Funktion der Eltern und Erzieher scharf ablehnen, sowohl in dem Sinne, dass sie Urteile fällen, als auch — in höherem Maße — darin, dass sie die Urteile selbst vollstrecken. Einen so wichtigen Erziehungsfaktor wir auch in der bewussten Übernahme der Verantwortung (als Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls) erblicken, so sehr wir auch die richtige Methode der Erwerbung von Erfahrungen in der Erkenntnis der sozialen Zusammenhänge zwischen Tat und Folge erkennen, für ebenso nachteilig halten wir es, nicht nur vom Gesichtspunkte der Kinder, sondern auch von dem der Eltern, dass dieses Verantwortungsgefühl sich in der Relation Eltern - Kind und nicht in der Relation Kind - Familiengemeinschaft entwickelt und dass die Folge einer Tat sich nicht aus der Tat selbst, sondern aus der Stellungnahme und Strafgewalt der Eltern ergibt. Die Richtung der Entwicklung besteht in der völligen Ausschaltung des Strafsystems in der Erziehung und in seiner Ablösung durch die freundschaftliche Hilfe, die das Kind die Folgen seiner Taten zu erkennen und die Verantwortung dafür zu übernehmen lehrt, ohne darunter zusammenzubrechen. Das Maß dieser freundschaftlichen Hilfe soll je nach der Schwäche des Kindes bestimmt werden.

Die andere, entgegengesetzte Form jener Erziehung, die in der Familie keine Gemeinschaft gleich-

berechtigter Mitglieder erblickt, ist die verzärtelnde Erziehung. Diese enthebt das Kind im Vorhinein der Folgen seiner Tat, indem sie diese Folgen nicht wirksam werden lässt. Die verwöhnende Erziehung gibt nur immer, ohne auf der anderen Seite die Forderung zu stellen, dass nur der das Recht zu empfangen hat, der auch selber gibt. Dies führt schliesslich zum Ergebnis, dass in dem auf diese Weise erzogenen Kinde ein Mechanismus entsteht, beruhend auf der Annahme, dass es auf all dies ein Anrecht hat, dass ihm all dies gebührt. Diese Einstellung bedeutet eine völlige Entwertung der Liebe. Einem verwöhnten Kind kann nie genug geboten werden, es will immer mehr, ist nie zufrieden. Am allerwenigsten wird seinen Erwartungen später das Leben gerecht, für das die Eltern ein solches Kind ganz untauglich gemacht haben. Die Eltern, die ihr Kind verwöhnen, bringen es um die Möglichkeit, in sich ein Verantwortungsgefühl zu entwickeln, die Folgen seiner Handlungen allein zu tragen, denn was es auch tut, bleibt ohne Folgen. Das verwöhnte Kind darf alles, es ist für nichts verantwortlich. Es hat auch die Möglichkeit nicht, seine wirklichen Fähigkeiten zu entfalten, sich durch gesunde Aktivität Erfolgserlebnisse zu erwerben. So können sich auch sein Selbstgefühl, sein Selbstvertrauen und seine Selbstachtung nicht entwickeln. Das verwöhnte Kind wird nicht imstande sein, die realen Kräfteverhältnisse zu ermessen, sich die Sicherheit einer Initiative zu verschaffen. Es traut seiner Kraft nicht,

kann also auch keinen Erfolg von seiner Aktivität erwarten.

Durch Verzärtelung wird nur maßlos Liebe gespendet. Handelt es sich aber um wirkliche Liebe, geschieht auch alles um des Kindes willen, oder dient diese Liebe bloss in irgendeiner Form der Befriedigung der Eltern? Die Antwort liegt auf der Hand. Es gibt im Leben des Kindes freilich Phasen, in denen es der Liebe in erhöhtem Maße bedarf, um seine Entwicklung im Gleichgewicht erhalten zu können. Bei vielen neurotischen Erscheinungen gelangten wir zu der Feststellung, dass das Symptom dem Zweck dient, die Liebe der Mutter für das Kind zu sichern. Ein häufiges Beispiel für die Entstehung solcher Erscheinungen ist die Erschütterung, die das Kind bei der Geburt eines Geschwisterchens erlebt. Sie ist für das Kind nur scheinbar eine Freude, in Wirklichkeit kündigt sie an, dass das Kind einen Konkurrenten erhalten habe, einen, der mit gleichem Recht an der Liebe der Mutter und des Vaters Anteil hat. Da nun dieser neue Ankömmling kleiner und hilfloser ist, ist es nur natürlich, dass er die Sorgfalt und Zeit der Mutter in höherem Maße in Anspruch nimmt. Sehr häufig kommen seelische Störungen vor, die auf die Geburt des Geschwisterchens zurückgeführt werden können. Die Lösung besteht vor allem darin, auf solche Übergänge mit der größten Sorgfalt vorzubereiten und tunlichst alles zu vermeiden, was die ohnehin schon vorhandene Eifersucht des Kindes noch steigern könnte. Dies ist aber

nur die negative Seite der Aufgabe. Die positive Lösung besteht darin, dass man dem Kind, wo nur irgend möglich, einen Teil der mütterlichen Funktion überträgt, wobei man das Maß seiner Leistungsfähigkeit eher zu hoch, als zu niedrig veranschlagt und es auch an der Beschäftigung mit dem Säugling Teil haben lässt. Dies ist umso schwieriger, je geringer der Altersunterschied ist. Man kann aber im Kleinkind sehr früh den Wunsch erwecken, durch nützliche Tätigkeit zu beweisen, es sei würdig, den Titel des „Grösseren“ zu tragen. Jedenfalls ist es aber unbedingt nötig, dass das Kind in diesem kritischen Zeitpunkt mehr Liebe als gewöhnlich empfangt.

Nun muss aber zugegeben werden, dass dieses Problem unter der heutigen Verhältnissen viel seltener auf der Tagesordnung steht, als ein anderes Problem, nämlich die Verzärtelung des einzigen Kindes. Ein einziges Kind zu sein, ist an und für sich ein ungesunder Zustand. Es bedeutet, dass es in einer Gemeinschaft, der ausschliesslich Erwachsene angehören, einen einzigen Privilegierten gibt: das Kind. Diese Position ist auch bei sonst bester Erziehungsmethode nachteilig. Die Gefahr wird durch die begreiflicherweise übertriebene Sorgfalt, mit der man jede Lebensäusserung dieses einzigen kleinen Wesens umgibt, nur noch erhöht. Hier sind alle Warnungen vergeblich. Bestenfalls kann noch Mäßigung, nie aber das Richtige in der Liebe erzielt werden, mit der die Eltern ihren einzigen Liebling umgeben.

Aus dieser stets und unbedingt nachteiligen Position des einzigen Kindes kann ein dürftiger Ausweg nur dadurch gefunden werden, dass man das Kind möglichst früh in eine Kindergemeinschaft bringt, über deren Bedeutung wir später noch ausführlich sprechen werden.

Das Schicksal des einzigen Kindes ist es: verwöhnt zu werden. Auf die Folgen dieses Fehlers haben wir schon hingewiesen. Die unglückliche Position des einzigen Kindes wird dadurch noch ungünstiger gestellt, dass die ganze erzieherische Tätigkeit der Mutter und des Vaters einzig und allein ihm zukommt. Das einzige Kind gelangt vor lauter Verzärtelung nie in die glückliche Lage, unbeobachtet zu sein und so innerhalb seines kleinen Kreises nach Belieben schaffen zu können. Man könnte fast sagen: es kommt nie dazu, ein richtiges Kind zu sein. Was es auch tut, ist ein Ereignis. Alles hat eine übertriebene Bedeutung, sein kleines Leben verläuft sozusagen unter der Lupe, die die kleinen, alltäglichen Ereignisse übertrieben und verzerrt zeigt.

Die Lösung besteht in der erhöhten Selbstbeherrschung der Eltern gerade in ihren elterlichen Funktionen. Die ideale Lösung wäre natürlich, wenn die Eltern — sobald die Frage, ob das erste Kind geboren werden soll, zum Entschluss reift — sich im Prinzip zugleich auch schon auf das zweite Kind vorbereiten könnten.

Die Beantwortung dieser Frage liegt aber schon ausserhalb der Kompetenz dieses Buches.

X. KAPITEL.

DER STREIT ZWISCHEN GESCHWISTERN.

WOFÜR ES KEINE LÖSUNG GIBT. — DIE ROLLE DER HAUSGEHILFIN. — BEMERKUNGEN ÜBER DAS KINDERMÄDCHEN. — DIE ERSTE SOZIALE FRAGE.

Wir haben die Situation des einzigen Kindes gesehen. Vor ein ungelöstes Problem stellt uns aber auch der Streit der Geschwister, der die Ordnung des Hauses überall, wo es mehrere Kinder gibt, in Frage stellt. Wir haben absichtlich „überall“ gesagt, der Streit der Geschwister ist eine Frage, deren endgültige Beilegung geradezu unmöglich ist.

Doch wollen wir wieder einmal mit dem Kopf des Kindes denken: das Kind hat ein Brüderchen oder Schwesterchen, also einen Konkurrenten bekommen. Gewöhnlich begehen die Eltern schon hier den ersten Fehler. Das Kind muss nämlich mit entsprechender Vorsicht auf die Geburt des kleinen Ankömmlings vorbereitet werden. Diese Vorbereitung ist zugleich eine ausgezeichnete Gelegenheit, die Fragen des Kindes zu beantworten, die später sowieso nicht unbeantwortet bleiben können: wie kommt das Kind zur Welt? Das Kind bemerkt die Veränderung am Körper der Mutter und verlangt eine Erklärung. Diese Erklärung muss aufrichtig und ehrlich sein. Die Kinder machen daraus überhaupt kein grosses Wesen und es ist ein ebenso grosser Fehler, über den Storch zu fabeln, — worauf wir noch zu sprechen kommen — wie Aufklärungen zu

geben, die über das Interesse des Kindes hinausgehen. Es wäre aber auch ein Fehler, die Bedeutung der Geburt des kleinen Geschwisterchens zu übertreiben. Das Kleine soll mit Liebe erwartet werden, wir sollen jedoch das Warten nicht mit überspannter Erregung belasten.

Die Geburt des Kleineren bedeutet nicht nur eine Teilung der Liebe, sondern, dass das Kind ein neues Maß für sein kindliches Leben erhält. Es gibt endlich jemand der noch hilfloser, noch schwächer ist. Natürlich wird das kleine Kind diese Situation bald erfassen, was sowohl zum Guten, wie auch zum Schlechten gereichen kann. Bei richtiger Erziehung wird das Gute den Ausschlag geben, indem man dem Kind beibringen kann, dass es das ältere, das stärkere ist, also derjenige Teil, der dem Kleineren gegenüber Pflichten hat und sich seinen Anteil an dessen Pflege und Erziehung sichern darf. Die Kehrseite dieser Situation besteht aber darin, dass das Kind in der Richtung des geringsten Widerstandes, also dem Kleineren gegenüber zeigen will, dass es das Grössere und Mächtigere ist. Es versucht also, über das kleine Wesen Gewalt zu gewinnen. Nicht selten kann man beobachten, dass das ältere Kind das jüngere geradezu terrorisiert. Selbstverständlich bildet sich auch beim kleineren Kind die Haltung heraus, auf die Herrschsucht des Grösseren — ja oft bloss auf seine einfache Hilfsbereitschaft — mit übertriebener Empfindlichkeit zu reagieren, das Entgegenkommen des Älteren zurückzuweisen, ja so-

gar Möglichkeiten zu ersinnen um das Aeltere zu terrorisieren. Indem man die Eifersucht des Aelteren dadurch zu entwaffnen sucht, dass man sein Wachstum der Unbeholfenheit des Kleineren gegenüberstellt, schafft man für das Jüngere eine Situation, die später schädliche Folgen zeitigen kann: das Aeltere fühlt sich tatsächlich grösser, es beansprucht für sich Vorrechte dem Kleineren gegenüber.

Die Stellung der Parteien im Streit der Geschwister ändert sich je nach dem Altersunterschied, aber auch nach dem Unterschied der Geschlechter. Ist das erste Kind ein Mädchen, wiewohl die Familie einen Knaben erwartete und wird nun dieser heiss ersehnte Knabe endlich geboren, so ist es nur natürlich, dass das ältere Kind, die Tochter, das Empfinden hat, dass ihre Position durch den Neugeborenen — und sei er noch so unbeholfen — schon dadurch gefährdet wird, weil dieser ein Knabe ist. Ist dagegen das erste Kind ein Knabe und das zweite ein Mädchen und wird in der Familie Geschlechtszugehörigkeit besonders bewertet, so bietet sich für den Erstgeborenen in seiner Machtposition von selbst die Möglichkeit eines Vergleiches: „ich bin ein Knabe, sie aber ist nur ein Mädchen“. Es ist äusserst schwer, den Streit der Geschwister innerhalb der Familie zu verhindern. Der Wettbewerb beginnt zwischen den Kindern schon in zartem Alter und führt meistens dazu, dass jedes Kind ein eigenes Feld für sein Geltungsstreben findet und sich wohlweislich hütet, den Wettbewerb mit dem anderen auf einem Gebiet auf-

zunehmen, auf dem er dieses für stärker hält. Macht das eine Kind gute Fortschritte in der Musik, so zeigt sich das andere darin auffallend unbegabt und umgekehrt. Lernt das eine Kind gut, so kommt es sehr oft vor, dass das andere sich in sportlichen Leistungen zu bewähren sucht. Man beobachtet auch häufig, dass das kleinere Kind im Gefühl seiner Unterdrücktheit alle Krankheitssituationen benützt, ja auch neurotische Symptome produziert, die organischen Krankheiten nachahmen, um sich nur in den Vordergrund zu stellen.

Eine interessante Situation ergibt sich, wenn zwischen den Geschwistern ein grosser Altersunterschied besteht — oder wenn neben mehreren Knaben bloss ein einziges Mädchen aufwächst und umgekehrt. Hier wird die einzige Tochter oder der einzige Sohn eine privilegierte Stellung erlangen, wozu in der Folge die Geschwister auf verschiedenste Art Stellung nehmen. Eine ähnliche Form der Verzärtelung tritt bei dem letzten Kind in Erscheinung.

Wo es mehrere Kinder gibt, ist die Position des Mittleren die schwierigste, die durch den aufwärtstrebenden Geltungsdrang des Kleineren und durch die Niederhaltungstendenz des Grösseren gleichermaßen bedrückt wird. Der Kampf zwischen den Geschwistern äussert sich in den verschiedensten Formen, aber er ist immer da und die Aufgabe der Eltern besteht darin, seine Schärfe zu mildern. Die erste Vorbedingung hiefür ist, der Geschlechtszugehörigkeit keine Wertschätzung zu geben, insbeson-

dere dort nicht, wo es unter den Kindern sowohl Knaben, wie auch Mädchen gibt. Die zweite ist das Prinzip der gleichen Behandlung in möglichst weitgehendem Maße. Je einheitlicher eine Familie ist, umso vollkommener bildet sich eine Gemeinschaftsatmosphäre heraus, deren Zielsetzung die Mitglieder der Familie vereinigt, umso milder verläuft der Streit der Geschwister, denn jedes Kind wird der Tatsache inne, einer Gemeinschaft anzugehören, der es mit dem vollen Einsatz seiner Fähigkeiten zu dienen hat. Nimmt der Streit der Geschwister die Richtung an, wer es sein soll, der einen grösseren Anteil an den Aufgaben der Gemeinschaft — der Familie — hat, so ist die leichtere Lösung in der gemeinsam besprochenen und durchgeführten Arbeitsteilung allerdings schon gegeben.

Gibt es mehrere Kinder in einer Familie, so hat unsere Auffassung — auf die wir noch zurückkommen werden — erhöhte Gültigkeit, dass nämlich den Kindern möglichst viel positive Aufgaben anvertraut werden müssen, usw. in der Form, dass sie die Aufgaben gemeinsam besprechen und durchführen und bezüglich der Teilung und Ausführung der Arbeit sich als gleichgestellte Parteien untereinander vereinbaren sollen. Gelingt es, hier Ordnung zu schaffen — und das hängt hauptsächlich von den Eltern ab — so kann das grössere Kind auch dafür gewonnen werden, dem Kleineren zu helfen, ohne dass dieses darin eine Unterdrückungstendenz erblicke, einen Versuch des Älteren, es unterzukriegen.

Natürlich lässt sich der Wettstreit der Kinder nicht völlig aus der Welt schaffen. Das braucht auch gar nicht der Fall zu sein. Es ist jedenfalls noch besser, wenn die Kinder miteinander rivalisieren, also annähernd gleiche Kräfte sich messen, als wenn der Kampf zwischen Erwachsenen und Kindern ausgetragen wird.

Scheinbar gehört die Frage der Hausgehilfin nicht hierher, doch lässt sie sich in die hier erörterte Gedankenreihe einfügen. Innerhalb der Familie haben das jüngste Kind und das Dienstmädchen das geringste Recht, wenn das letztere überhaupt zur Familie zählt. Wird das Dienstmädchen in einem rauen und herrischen Ton behandelt, so merkt das kleine Kind diese Situation nur zu bald und schliesst entweder ein Bündnis mit dem Gesindezimmer, oder gelangt zur Erkenntnis, dass es doch jemand im Hause gibt, dem es bei all seiner Schwäche überlegen ist. Wir haben davon gesprochen, dass das Kind durch die Gemeinschaft der Familie für die grosse Gemeinschaft erzogen werden soll. Die Hausgehilfin ist eine Vertreterin der grossen Gemeinschaft, die innerhalb der Familie lebt, ohne ihr anzugehören.

Eine erhöhte Bedeutung erhält diese Frage beim Kind der arbeitenden Frau in der bürgerlichen Familie. Hier hat das Kind entweder eine Hausangestellte für sich, die sich nur mit ihm zu beschäftigen hat, oder es wird der Wirkungskreis der Hausangestellten, die mit der Verrichtung der Hausarbeiten betraut ist, auch auf die Pflege

und Beaufsichtigung des Kindes ausgedehnt. Es ist letzten Endes wohl nicht unsere Aufgabe, wir müssen aber doch auch darauf hinweisen: man soll das Kind nicht Erfahrungen erwerben lassen, die es berechtigen könnten, sich besser und wertvoller zu fühlen, als ein anderer Mensch, der durch seine wirtschaftliche Lage an die Familie gebunden ist. Das Kind, das hochfahrend zu dem Dienstmädchen ist, ahmt eigentlich nur die Praxis der Eltern nach. Im allgemeinen, pflegen doch die Kinder den in ihrer Umgebung lebenden Fremden zumeist mit viel Liebe und Vertrauen entgegenzukommen.

Viel häufiger begegnet man jedoch dem anderen Extrem, dass nämlich das Kind in dem Dienstmädchen seinen innigsten Spielgefährten erblickt. Daran wäre schliesslich nichts auszusetzen, wenn es nicht Gefahren in sich bärge, denen vorgebeugt werden muss. Auch für das Dienstmädchen ist die Zuneigung des Kindes eine Form der Befriedigung. Es erzählt dem Kinde Märchen und Geschichten und das Kind holt seine ersten Ahnungen vom Mysterium des Geschlechtslebens nicht selten aus der Gesindestube. Wo die Mutter es verstanden hat, mit ihrem Kind eine vorbehaltlose Freundschaft zu schliessen, wo das Kind den Eltern gegenüber keine Geheimnisse hütet, weil es solcher nicht bedarf, braucht das Kind natürlich von keinem äusseren Einfluss so ängstlich gehütet zu werden. Es besteht doch die Möglichkeit, die schädlichen Einflüsse sofort wettzumachen. Im allgemeinen ist es nur zu billi-

gen, wenn sich zwischen dem Kind und dem Dienstmädchen eine verständnisvolle, menschliche Beziehung herausbildet. Dort aber, wo die Mutter nicht genug Zeit hat, sich mit dem Kinde zu beschäftigen, oder eine Erziehungsmethode anwendet, gegen deren Strenge und Verständnislosigkeit das Kind einen Bundesgenossen in der Gesindestube sucht, ist die Lage viel schwieriger. Die Hausgehilfin kann die besten Absichten haben, doch kann von ihr wirklich nicht verlangt werden, die nötigen erzieherischen Erfahrungen und Fähigkeiten aufzubringen, es sei denn, sie wäre vom Fach, was äusserst selten der Fall ist. Ist das Gesindezimmer ein Surrogat geworden, so muss das Übel eben nicht in der Tatsache, sondern anderswo gesucht werden.

Und dies bezieht sich auch auf die berufstätige Frau, die — wie man in zahlreichen Fällen sieht — Mittel und Wege findet, sich neben ihrer Tagesarbeit auch mit ihrem Kinde zu beschäftigen und dies so weit, dass sich, wenn schon nicht in der Zahl der zusammen verbrachten Stunden, so durch die Intensität der Freundschaft ein reales Band der Mutterliebe ergibt.

Zu diesem Fragenkomplex gehört auch das Problem der besseren bürgerlichen Kreise: die Frage der Nurse und der Erzieherin — also des „Fräuleins“. Unsere Auffassung in dieser Hinsicht ist entschieden konservativ. Ist die Mutter keine selbstständig berufstätige Frau, sondern im Haushalt beschäftigt, so steht ihr nicht das Recht zu, ihr Kind

einer Angestellten anzuvertrauen, sofern es nicht aus einem besonders zwingendem Grunde, z. B. krankheitshalber geschieht. Die Mutter muss die Erziehung ihres Kindes — mit vollem Einsatz aller Kräfte — selbst in die Hand nehmen, und es gibt keine gesellschaftliche Verpflichtung, die sie dieser Aufgabe entheben könnte. Diese unsere Auffassung wird durch die Annahme ergänzt, dass schon ein zweijähriges Kind einer Kindergemeinschaft anvertraut werden kann. Wenn Haushalt und Kindererziehung eine zu grosse Belastung bedeuten, so können Nurse oder Fräulein Hilfe schaffen, aber selbst dies darf nicht in der Form geschehen, dass es im Hause eine Person gibt, deren einzige, die ganze Arbeitskraft ausfüllende Aufgabe in der Beschäftigung mit dem Kinde besteht. Man möge uns nicht missverstehen. Es handelt sich nicht nur um die Geltendmachung eines äusserlichen sozialen Gesichtspunktes, sondern auch um die seelische Entwicklung des Kindes. Es ist fürwahr ein absurder Gedanke, dem Kinde die Überzeugung einzupflanzen, es sei eine derart wichtige Persönlichkeit, dass ihm eine besondere Person zur Verfügung steht, um sich ausschliesslich mit ihm zu beschäftigen.

Natürlich ist die Lage beim Kind der berufstätigen Frau eine ganz andere. Hier muss die Frage entweder durch soziale Einrichtungen in der Form von Tagesheimen gelöst werden, oder es muss, wenn die materielle Möglichkeit vorhanden ist, eine verlässliche Person angestellt werden, die zwar die Mut-

ter nicht ersetzen, aber dem Kind doch behilflich sein kann, seinen Weg im Leben zu finden.

Unsere Erfahrungen gehen dahin, dass in der Gesellschaft der erwerbstätigen Frauen die Arbeit überhaupt in keinem Gegensatz zum richtigen mütterlichen Denken steht, denn aus den Reihen der berufstätigen Frauen gehen sehr viele wirklich gute, bewusst erziehende Mütter hervor.

XI. KAPITEL.

ANGST, LIEBE UND HASS.

DER URSPRUNG DER ANGST. — LIEBE UND HASS SIND ZWILLINGE. — DAS KIND UND DER TOD. — DIE BEHANDLUNG DER ANGST. — DIE TAPFERKEIT ALS FLUCHT NACH VORNE.

Nachdem das Kind sich aus der Urkollektivität seines primitiven Säuglingslebens allmählich losgelöst hatte, in der seine ganze Welt eine einzige, vollkommene Einheit war und so vom Du, vom Repräsentanten der Aussenwelt, zum Ich gelangt war, wurde es ihm allmählich klar, dass es in der Welt einsam dasteht. Einsamkeit bedeutet Angst. Die Angst ist aber die immer gegenwärtige, überall wirkende, alles bestimmende Triebfeder des Seelenlebens. Das neugeborene Kind empfindet seine Hilfslosigkeit noch nicht. Nur triebhaft wirkt in ihm nach das Liebesbedürfnis, durch das es sich in die Gemeinschaft einschaltet. Die Gemeinschaft lebt für das Kind nur in der Masse, in der dieses Liebesbedürfnis von ihr befriedigt

wird. Wie es nun bloss ganz allmählich seiner selbst bewusst wird, geht es ihm auch auf, dass Liebe nicht nur gegeben, sondern auch entzogen wird und so wird es denn auf einmal mit Grauen gewahr, dass es der Liebe auch verlustig werden kann. Diese Erkenntnis hebt das Ich des Kindes aus der Urkollektivität heraus und durchtränkt es mit etwas, das es nie wieder los wird: mit Angst. Das Ich bedeutet immer Einsamkeit und Angst. Das Minderwertigkeitsgefühl ist auch eine Ausdrucksform dieser Angst. Die Hilflosigkeit des Säuglings allein bedingt noch kein Minderwertigkeitsgefühl, weil dies erst mit der Herausbildung des Ichs in Erscheinung treten kann. Das Minderwertigkeitsgefühl ist eben durch Einsamkeit bedingt, durch das Gefühl, dass man auf sich selbst angewiesen ist und dass die eigene Kraft nicht genügt. Es ist ein Gefühl der Ohnmacht. Die Angst ist in diesem Sinne ein affektives Erleben und eine affektive Aeusserung des Minderwertigkeitsgefühls. Dem Säugling wird es klar, dass man für ihn sorgt. Wir meinen diese Betreuung, ohne die der Säugling nicht existieren könnte, wenn wir sagen, er empfangen Liebe. Doch dämmert es allmählich dem Säugling auf, dass man für ihn nicht immer und nicht unbedingt in der Masse sorgt, wie seine Triebe es erfordern. Wer Liebe gibt, bestimmt auch deren Mass. Die Mutter regelt die Stillzeiten mit der Uhr. Diese Beschränkung bedeutet für den Säugling etwas Schlechtes. Das Schlechte ist Mangel an Liebe und Mangel an Liebe bedeutet — Hass.

Zugleich mit der Liebe entstand auch die Möglichkeit, keine Liebe zu erhalten. Liebe und Hass sind Zwillinge. Auch im Leben der Erwachsenen sind sie immer beisammen. Dies ist die Erscheinung, die Freud als „Ambivalenz der Gefühle“ bezeichnet. Wilhelm Stekel ist der Auffassung, dass die Geburt an und für sich schon einen Liebesentzug bedeutet, der dem glücklichen Zustand im Mutterleib ein Ende macht, — und dass somit der Hass der erste, der tiefste, der Uraffekt des Menschen sei. Wir wissen aber, dass der Hass eigentlich eine Ausdrucksform der Angst ist. Wir hassen den, von dem wir Liebe erwarten, aber keine Liebe erhalten.

Auch im kleinen Kind treten Liebe und Hass gleichzeitig in Erscheinung. Die erste Form der Angst ist, wenn das kleine Kind im Dunkeln schreit. Es sieht nicht die Menschen um sich, von denen es die Befriedigung seines Liebesbedürfnisses erwartet, unter ihnen vermisst es vor allem die Mutter. Die erste Aeusserung der Angst entstand also aus dem Gefühl, dass das Kind allein geblieben ist und keine Liebe erhalten kann. „Allein“ zu sein setzt aber schon ein Ich und das Ich setzt das Minderwertigkeitsgefühl voraus.

Die übliche Erziehung sorgt später reichlich dafür, dass dieses Angstgefühl vertieft werde und immer neue Nahrung empfangt. Das Minderwertigkeitsgefühl löst selber eine Angst-Hassreaktion aus. Dazu kommt noch, dass die unrichtige Erziehung selber an diese Angst appelliert, ein ganzes Arsenal

von Märchen und Geschichten ersinnt, um dem Kind das Gefühl des Grusels beizubringen. „Wenn du schlimm bist, kommt der Rauchfangkehrer, der Schutzmann, der Teufel, der Krampus, die Hexe usw. und holt dich!“ Wie oft hört man solche Drohungen, die in der kindlichen Seele tiefe Spuren hinterlassen — umsomehr, als das Kind an sie glaubt, haben es doch die Grossen gesagt. Man muss besonders die mit der Betreuung des Kindes beauftragten Personen: die Amme, die Nurse, das Kindermädchen, etc. die die empfängliche Phantasie des Kindes oft mit solchen Gestalten bevölkern, scharf überwachen. Auch die Märchen — hierauf kommen wir noch besonders zu sprechen — bilden eine ewige Quelle der kindlichen Angst. Das Kind — aber auch der Erwachsene — setzt sich den ihm auf den Leib zugeschnittenen Figuren der gehörten, oder gelesenen Erzählungen gleich (Identifizierung). Ein jedes Mädchen ist das Rotkäppchen des Märchens vom Rotkäppchen und vom bösen Wolf, ein jeder Knabe der Hans und ein jedes Mädchen die Grete des Märchens von Hänsel und Gretel. Diese Märchen leben dann im Kinde weiter und fügen sich zu einer drohenden Welt zusammen, die das Kind mit einer ständigen Angst erfüllt.

Als dritte Quelle der Angst pflegt man den Tod zu nennen. Unsere Erziehung hütet sich im allgemeinen davor, das Kind mit dem Begriff des Todes bekannt zu machen. Das Kind kennt ihn doch und der mit Liebe ambivalente Hass, der in der Seele des

Kindes lebt, bedient sich auch seiner. In voller Unschuld bemerkt das kleine Mädchen: „Mutti, wenn du stirbst, dann werde ich neben Vati im grossen Bett schlafen, nicht wahr?“ Der Tod ist ein immer wiederkehrendes Motiv in den Träumen der Kinder. Auch der Mensch der biblischen Zeit hat die Polarität „Hass-Liebe“ der kindlichen Seele erkannt.

Unter den „Zehn Geboten“ figuriert die Liebe zu den Eltern als Hauptgebot und als Preis für die Erfüllung wird ein langes Leben verheissen. Die Liebe zu den Eltern wurde zum Gebote gemacht — es war also vorher notwendig, sie zu gebieten, es musste als Gegenteil von etwas vorausgesetzt werden. Man gebietet nur, was nicht getan wird — verboten wird nur, was man sonst tun würde.

Der Tod aber, in seiner nackten Realität — das getötete Tier, und vor allem die menschliche Leiche — übt auf das Kind eine entsetzende Wirkung aus. Besonders gilt dies für das Stadtkind, denn Dorfkinder sehen schon früh, wie ein Tier geschlachtet wird und nehmen es ohne Angst zur Kenntnis.

In welcher Form auch immer das Kind die Angst kennen lernt, sei es durch Märchen, sei es durch die Kenntnis vom Tod, der Inhalt dieser Angst ist immer der gleiche: der Verlust der Liebe. Entweder hat es Angst davor, dass andere ihm die Liebe entziehen könnten, oder davor, dass es selbst so schwach, so hilflos, so minderwertig ist, dass es sich die nötige Liebe — die Triebbefriedigung — nicht verschaffen kann. Das Kind ist bestrebt, mit

dieser Angst, hinter der, wie wir sehen, die Einsamkeit des von der Urkollektivität losgelösten Ichs und das Minderwertigkeitsgefühl als der Niederschlag dieses Prozesses steckt — in irgendeiner Form fertig zu werden. Die klinische Erfahrung zeigt, dass sich hinter jeder Neurose eine solche Angsterschütterung (Trauma) des Kindesalters birgt und dass die Neurose ein Versuch ist, diese Angst loszuwerden. Wir können annehmen, dass das Kind einen fertigen Apparat mitbringt, der geeignet ist, dieses Angstgefühl zu bannen. Damit kann man die so auffällige Zerstörungssucht des Kindes erklären, deren Triebform von Freud „Destruktionstrieb“, von Adler „Aggressionstrieb“ genannt wird. Sie bestätigt zugleich die Freudsche Beobachtung, dass das Kind alles, was es passiv erleiden muss oder wovor es sich fürchtet, in die Tat umsetzt. Es erscheint plausibel, dass das Kind, indem es ein Spielzeug zerbricht, indem es alles, was ihm in die Hände gerät, zerreisst, das Innere der Dinge sehen will, indem es nachschaut, was „im Bauch der Puppe ist“, eigentlich seine Angst ableitet. Ob ein Gegenstand lebendig oder leblos ist, scheint ihm völlig gleichgültig zu sein; für das Kind ist eben alles lebendig, beseelt. Wir haben schon auf die enge Zusammengehörigkeit von Angst und Hass hingewiesen und so wird uns auch leicht verständlich, dass in sehr vielen aggressiven Handlungen des Kindes eigentlich eine unbewusste Angst zum Ausdruck kommt. Man soll also bei solchen Aggressionen sich nicht mit der Redensart be-

gnügen, das Kind sei schlimm. Hinter der Aggressivität ist meistens eine tiefe Angst am Werke, die leicht eine Neurose hochzüchten kann. Nicht die Aggressivität muss daher entwaffnet werden, sondern die Angst und das Mittel dazu ist, wie wir schon oft betont haben: die Liebe.

Nicht immer kommt aber diese Angst in deutlicher Form zum Ausdruck. Sie äussert sich sehr oft im Schlaf, im nächtlichen Aufschrecken und Aufschreien. Diese Angst hat sehr oft ganz unverständliche Motive. Wir kennen einen Fall, in dem sich das Kind von seinem Samtkleid fürchtete. Ein anderes Kind verfiel durch den Anblick eines Knopfes in Entsetzen. Hinter solchen auffallenden Angstreaktionen bergen sich natürlich tiefe Zusammenhänge, deren erfolgreiche Aufdeckung nicht mehr im Machtbereiche der elterlichen Erziehung liegt und die Heranziehung eines Fachmanns, eines Kinderpsychologen erfordert. Es ist eine alltägliche Erscheinung, dass Kinder — oft auch Erwachsene — sich vor Tieren fürchten. Man kann der durch eine Reihe von Versuchen bestätigten Feststellung des amerikanischen Psychologen Watson beipflichten, dass das Kind die bekannten Angstaffekte keineswegs mit sich gebracht, sondern einfach erlernt hat. Es liessen in ihm entweder seine Erlebnisse einen solchen Affekt entstehen — z. B. fürchtet es sich vor dem Hund, weil einer es gebissen hat — oder es hat einfach die fertigen Angstformen seiner Umgebung übernommen. In den amerikanischen Versuchssta-

tionen gab man einjährigen Kindern Frösche, Mäuse zum spielen und die kleinen Kinder zeigten nicht die geringste Angst.

Die moderne Psychologie nimmt jedoch an, dass die Angstbereitschaft sich im Laufe der phylogenetischen Entwicklung der Menschheit ausgebildet hat (Urangst). Es ist interessant, dass Watson und die amerikanische psychologische Schule zwei Formen dieser Urangst beobachtet haben: Angst vor schrillen Tönen aus dem Hintergrund und Angst vor dem Verlust des Gleichgewichtes.

Zweifellos sind es in sehr vielen Fällen wir, die dem Kind die Angst beibringen. Die Eltern haben aus ihrer eigenen Kindheit sehr viele Angstreaktionen mitgebracht. Man könnte beinahe sagen, ein jeder trägt seine individuelle Angst gleich Höckern mit sich. Hinter diesen Angstreaktionen sind tausend Geheimnisse unserer Kinderzeit verborgen. Die Ursachen, die Zusammenhänge kennen wir nicht, nur die Angst selbst, die uns bald hier, bald dort befällt. Den Kindern werden oft die schon fertigen äusseren Reaktionsformen übergeben, die das Kind dann — wie blosse Schalen — mit seiner individuellen Angst ausfüllt.

Der Gegenpol der Angst ist der Mut. Heute weiss man schon, dass auch der Mut eine Angstreaktion sein kann — und es zumeist auch ist: eine Flucht nach vorne. Die Angst kommt z. B. auch im Typ des raufenden Kindes zum Ausdruck. Ein fünfjähriger Knabe, der einen jeden anrempelte, machte

die Bemerkung: „Wäre ich stark, dann brauchte ich nicht zu raufen!“ Ein solcher Mut ist also nicht damit identisch, was man gemeinhin als „Selbstvertrauen“ bezeichnet. Der Liebe fällt die Aufgabe zu, den wahren, auf sich selbst vertrauenden Mut zu wecken. Die Ermutigung, die dem Kinde durch die Liebe des Erziehers zuteil wird, die es glauben macht, dass es seinen Aufgaben gewachsen, dass es stark und tüchtig ist — sie ist die Bezwingerin der Angst, die den immer undurchdringlicher werdenden Damm der Schwierigkeiten auf dem Wege der glücklichen Entfaltung des kindlichen Lebens errichtet.

XII. KAPITEL.

SCHULDBEWUSSTSEIN, SCHULD UND SÜHNE.

GIBT ES EINE ERBSÜNDE UND EIN ANGEBORENES SCHULDBEWUSSTSEIN? — WORAUF DER BUB STOLZ IST UND WARUM IHN DAS MÄDERL BENEIDET. — DER „KASTRATIONSKOMPLEX“. — DIE KINDER HABEN IM SCHLAFZIMMER DER ELTERN NICHTS ZU SUCHEN.

Wir haben schon dargelegt, dass die Entfaltung des Triblebens von der Gesellschaft geregelt wird. Die volle Lust ist nur dann möglich, wenn das gesellschaftliche Gesetz die Triebbefriedigung nicht hindert, sondern frei macht, erlaubt. Unser höchstes Bestreben ist, was die analytische Auffassung „Lust ohne Schuld“ nennt: eine solche Form der Triebbefriedigungsmöglichkeit, die nicht als „Sünde“ bezeichnet wird.

Die Gesellschaft aber und ihr Repräsentant, das

in uns dem Ich übergeordnete Forum, das „Überich“ wacht streng über die Tätigkeit der Triebe. Dies gelingt natürlich nicht immer. Aus den in unserem Leben erfolgenden Zusammenstößen zwischen Trieb und Gesellschaft entsteht dann das seelische Gebilde, das man Schuldbewusstsein nennt.

Das Schuldbewusstsein hat in diesem Sinne eine soziale Bedeutung, ist doch das „Überich“ der Repräsentant der Gesellschaft in uns. Die Entstehung des Schuldbewusstseins kann aber auch mit Hilfe der Adlerschen Interpretation des Minderwertigkeitsgefühls erklärt werden.

Wie wir schon dargelegt haben, wird das Kind in die Gesellschaft hineingeboren und sein Entwicklungsgang ist derart beschaffen, dass es einen immer grösseren gesellschaftlichen Wirkungskreis erhält, dass es immer selbständiger wird. Das Maß der kindlichen Minderwertigkeit ist auch damit gegeben, wie weit es seinen Platz nicht ausfüllen kann. Das Minderwertigkeitsgefühl des Kindes kann demnach auch die Bedeutung haben, dass es der Gemeinschaft nicht in dem Maße zugehören und dienen kann, wie die Erwachsenen. Das ist die Erklärung dafür, dass unser ganzes Erziehungssystem sich auf der Ebene der Gemeinschaft bewegt und dass der Weg der gesunden Entwicklung nur auf dieser Ebene abgesteckt werden kann. Diese Einstellung ist für uns wichtig, weil wir durch sie auch für jenen psychologischen Begriff, den man als Schuldbewusstsein bezeichnet, eine auf der Hand liegende und auch prak-

tisch fruchtbare Erklärung erhalten. Das alte, klassische Erziehungssystem hat eigentlich die Errichtung eines solchen Schuldbewusstseinsapparates in der Seele des Kindes zum Zweck. Den Begriff des „Verbotenen“ will diese Erziehungsmethode derart in die kindliche Seele einpflanzen, dass sie an das Verbotene das Bewusstsein der Schuld knüpft.

Während die Entstehung des Schuldbewusstseins soziologisch aus dem Verhältnis zwischen Triebleben und Gesellschaft, also leicht erklärbar erscheint, kam die tiefer dringende psychologische Erfahrung zu der als erwiesen geltenden Annahme, dass das Schuldbewusstsein nicht durch diese gesellschaftliche Beziehung entsteht, sondern der angeborenen seelischen Apparatur angehört. Indem sie ihm einen sozialen Inhalt verleiht, baut die Gesellschaft bloss auf dieses bereits angeborene Schuldbewusstsein. Auch die Kirche setzt voraus, dass man mit einer Erbsünde zur Welt kommt, ein Gedanke, der auch in der Philosophie seinen Ausdruck fand (Schopenhauer). Nach Freud ist der Inhalt dieser Erbsünde jene phylogenetisch weitergegebene „biologische Tatsache“, auf die der Ödipuskomplex hinweist. Diese angeborene Ursünde ist es, die die ständige Unruhe der kindlichen Seele hervorruft, ein schon angebornes Schuldbewusstsein und damit — die Sehnsucht nach Sühne.

Auch nach der Auffassung der Individualpsychologie kann dieses angeborene Schuldbewusstsein erklärt werden. Es ist mit dem gesellschaftlichen

Schuldbewusstsein identisch, wonach wir im Säuglingsalter infolge unserer angeborenen Hilflosigkeit — Minderwertigkeit — für die Gemeinschaft keine ganze und vollwertige Leistung beisteuern können. Die Handbücher der Individualpsychologie führen als Beispiel zur Erklärung des Minderwertigkeitsgefühls an, dass das kleine Kind die Türklinke nicht erreichen kann und diese Unfähigkeit in ihm jenes Gefühl erweckt. Wie viel näher liegt aber auf Grund der bisherigen Erörterungen die Auffassung, die Klinke und Tür in ihrer gesellschaftlichen Rolle betrachtet und die Frage folgendermassen stellt: was wird durch die zugemachte Tür dem Kinde vorenthalten, was erreicht es nicht, indem es an die Klinke nicht heranreicht? Diesseits der Tür ist die kleine Welt des Kindes: die Tür trennt es von der Gemeinschaft, die jenseits der Tür ist. Hat das Kind die Erfahrung gemacht, dass jenseits der Tür nichts ist, dann hört für das Kind das Problem auf, ob es die Klinke erreicht oder nicht. Nimmt man mit Adler die Hypothese an, dass der angeborene Gemeinschaftstrieb biologischen Ursprungs ist, so muss damit bei Auswertung des Begriffes des Gemeinschaftstriebes auch der Begriff des angeborenen Schuldbewusstseins angenommen werden, als eine Bereitschaft, durch welche die ebenfalls angeborene Hilflosigkeit einen sozialen Sinn erhält. Demnach ist das Schuldbewusstsein in der Seele des Kindes schon ursprünglich gegeben, es wird in der Hilflosigkeit, mit der das Kind zur Welt kommt, mitgebracht. Die-

ses Schuldbewusstsein hat natürlich noch keinen Inhalt. Da es aber nicht ohne Inhalt bleiben kann, richtet sich die Seele des Kindes auf die Sünde ein, die sich jetzt schon als Substrakt eines sozialen Gesetzes objektiviert. Man könnte sagen: das Schuldbewusstsein ist etwas biologisches, die Sünde selbst: etwas soziologisches.

Dies ist das komplizierteste und empfindlichste Gebiet der Entwicklung der kindlichen Seele. Man kann wohl die Auffassung der modernen Psychologie ablehnen, dass das Kind ein Schuldbewusstsein mitgebracht hat, das noch keinen Inhalt besitzt — die Erfahrung lehrt, dass die Eltern den Begriff des „Erlaubten“ und „Verbotenen“, den der Schuld und des Schuldbewusstseins nur deshalb in die Seele des Kindes verpflanzen können, weil in der Psyche des Kindes schon eine völlig vorgebildete Aufnahmebereitschaft von grösster Empfindlichkeit vorhanden ist. Hier stossen nun die beiden Erziehungssysteme, das alte und das neue, aufeinander. Das alte, das bestrebt ist, dieses Schuldbewusstseinsystem auf eine möglichst präzise Funktion einzustellen und zu verwerten und das andere, das gerade entgegengesetzt, dieses, wie man annimmt, angeborene Schuldbewusstsein, zu überwinden und statt dessen im Kind das Selbstvertrauen hochzuzüchten trachtet, mit dem ausgerüstet es sich stark genug fühlt, in der Gesellschaft seinen Platz auszufüllen.

Das Problem des Schuldbewusstseins führt uns wieder zur Frage der Geschlechtszugehörigkeit zu-

rück. Ein Kind, dessen Entwicklung normal verläuft, ist sich sehr bald klar darüber, ob es ein Knabe oder ein Mädchen ist. Da aber das Kind seine Geschlechtzugehörigkeit nicht vom sexuellen Standpunkt, sondern von dem der Macht betrachtet, bewertet der Knabe seine Genitalien in dem Sinne, dass er etwas besitzt, was andere, die Mädchen nicht haben. Das Mädchen wieder hat das Empfinden, dass ihm etwas abgeht, dass es verkürzt wurde. Die Gesellschaft der Kinder, deren gemeinsames Kennzeichen die kindliche Schwäche, Minderwertigkeit und Hilflosigkeit gewesen ist, spaltet sich mit dieser Erkenntnis in zwei Hälften. So gewinnt die Gesellschaft der Knaben die Oberhand über die der Mädchen und so werden die männlichen Genitalien zum Machtsymbol. Primitiv denkende Eltern, die instinktiv fühlen, wie hohe Bedeutung dieses Machtsymbol bei dem Kinde besitzt, drohen oft, sie würden, wenn der Bub schlimm ist, seine Genitalien „abschneiden“, „die Katze wird es holen“ usw. Oft wird erzählt, dass kleine Mädchen ihr Neidgefühl wegen des fehlenden männlichen Geschlechtsteiles in dem Sinne deuten, es wäre eine Strafe, weil sie „schlimm waren“, dass sie „keines bekamen“ oder „der Hahn hat es schon geholt“. Derartige Scherze kommen häufiger vor, als man zu glauben geneigt ist. Übrigens nimmt die Freudsche Psychologie eine Angst an, die an das angeborene Schuldbewusstsein knüpft. Dieses Schuldbewusstsein sucht seinen Inhalt in der Sünde, seine Ableitung in der Sühne. Zugleich wohnt

ihm aber auch Furcht vor der Strafe inne, deren schwerste Form, nach Freud, die Kastration ist. Diese Kastrationsangst erfüllt mit ihrer Drohung die Seele des Knaben. Bei den Mädchen setzt diese Auffassung eine durch die schon erfolgte Kastration bedingte Angst voraus, die im Leben des Weibes bei der ersten Menstruation, bei der Defloration und der Entbindung in irgendeiner Form der Erinnerung wieder auflebt.

Es ist nicht unsere Aufgabe, uns an dieser Stelle mit dem Problem des „Kastrationskomplexes“ prinzipiell auseinanderzusetzen. Es leuchtet aber ohne weitschweifende Diskussion ein, dass in der heutigen Gesellschaft, deren Grundlage das patriarchalische System ist, die Geschlechtszugehörigkeit eine sich früh manifestierende psychologische Bedeutung bekommt. Hieraus ergibt sich in praktischer Hinsicht die Weisung, dass man den Knaben nicht mit dem Verlust der Genitalien bedrohen, im Mädchen nicht das Empfinden erwecken soll, dass ihm etwas abgeht, was der Knabe hat. Das ist aber nur ein Teil jenes grundsätzlichen Problems, dass man in der Erziehung mit diesem unbedingt vorhandenen Schuldbewusstseinssystem rechnen soll. Praktisch ist es nicht wichtig, ob es vom Kind mitgebracht oder durch die Gesellschaft erst später in ihm entwickelt wurde. Es ist aber da, tiefsitzend und von entscheidender Bedeutung und als wir von der Befreiung des Kindes sprachen, haben wir darunter auch die Befreiung vom Schuldbewusstsein verstanden. Eine Er-

ledigungsform, die unbedingt abzulehnen ist, ist das Strafen. Auch das Schlagen, Ausschelten ist eine solche Erledigungsform. Aber die durch sie erzielte Befreiung ist nur eine scheinbare, denn die Handlung, für die wir das Kind „bestraft“ haben, ist nur die oberflächliche Erscheinungsform eines konkreten Inhaltes und dieser wird durch eine derartige Strafe nicht berührt. Produziert doch das Kind die „Schlimmheit“ häufig selbst, um durch Strafe — also durch das billigste Mittel — das Schuldbewusstsein loszuwerden! Die einzige tatsächliche Form der Erledigung ist die, zu begreifen und innerlich zu akzeptieren, dass das Schuldbewusstsein durch keine reale Schuld bedingt, also eigentlich grundlos ist. Auch die Neurose kann als eine Art Selbststrafe, also als eine Erledigungsform des Schuldbewusstseins aufgefasst werden. Eine der wichtigsten Aufgaben der klinischen Praxis ist die Auflösung dieses Schuldbewusstseins. Es ist notwendig, dass die Eltern und Erzieher von der Auffassung ausgehen — mögen sie diese auch nur als Arbeitshypothese betrachten — dass im Kind ein mitgebrachtes Schuldbewusstsein vorhanden ist, das nur durch — Liebe paralysiert werden kann. Gleichzeitig soll aber die grundlegende Taktik der Erziehung darin bestehen, kein soziales Schuldbewusstsein zu erwecken, von dem das Kind tatsächlich nicht befreit werden könnte. Das Schuldbewusstsein kann durch Selbstvertrauen ausgeglichen werden, das durch Ermutigung und durch nützliche und aktive Arbeit erworben wurde.

Zur Entfaltung der kindlichen Neurose gehört auch noch eine andere, für sehr heikel gehaltene Frage, die wir gleich von ihrer positiven Seite her erfassen wollen. Sie betrifft die Erziehungsvorschrift, dass das Kind — von der schwersten sozialen Zwangslage abgesehen — nicht in einem Zimmer mit den Eltern schlafen soll. Die analytische Erkenntnis behauptet, dass in der Tiefe der Neurosen die quälende Erinnerung an die Urszene zu finden ist. Das Kind schläft nicht, beobachtet, weiss alles. Da nun für das Kind die Szene, deren Zeuge es war, ein unverständliches und erschreckendes Mysterium ist, verdrängt es das Erlebte, will es nicht zur Kenntnis nehmen, und in der Tiefe seiner Seele setzt das Geheimnis seine Zerstörungsarbeit in Gang. Man darf diese Frage nicht mit einer Handbewegung erledigen. Es ist ein Gebot, das nicht scharf genug formuliert werden kann, es beruht auf analytischer Erfahrung, die nach praktischer Durchführung verlangt: das Kind darf nicht einer seelischen Erschütterung ausgesetzt werden, die in den Tiefen des Unbewussten für das Schuldbewusstsein seine Bestätigung liefert.

Nach der Bibel wurde das erste Menschenpaar aus dem Paradies vertrieben, weil es vom Baum der Erkenntnis ass. Das Wort „Erkenntnis“ ist in der Sprache der Bibel und der primitiven Völker mit der Bezeichnung für die Urszene identisch. Man soll das Kind im Paradies belassen, in dem es noch nicht weiss, welche Frucht der Baum der Erkenntnis trägt.

XIII. KAPITEL.

DIE SPRACHE.

DIE BEDEUTUNG UND ENTWICKLUNG DER SPRACHE. — DIE MAGISCHE KRAFT DES WORTES. — DIE SPRACHE IST KRAFTVERMEHRUNG. — DAS KIND LÜGT NICHT. — DIE AUFRICHTIGKEIT DER ERWACHSENEN. — DAS MÄRCHEN UND DIE PHANTASIE.

Das Kind beginnt zu sprechen. Es bildet zuerst den Laut, der von seinen kleinen Lippen beim Saugen oder gleich nachher geformt wurde. Dieser Laut ist im lateinischen Namen der Mutterbrust, im Wort „mamma“ festgehalten — das zu einem der ersten im Wortschatz des Kindes wird.

Zuerst hat nur die „mamma“ ein Zeichen im süßen Lallen des Kindes, später erhalten die wichtigsten Gegenstände seines Lebens die geheimnisvollen Lautzeichen des kindlichen Wörterbuches. Der Ursprung eines jeden Wortes ist eine Affektäussprechung. Diese bildet den Laut und wandelt das sanfte oder schroffe Nacheinander der Laute in Worte um. Bald ist das Wörterbuch des Kindes fertig. Die Eltern müssen eine neue Sprache lernen, die Produkte der ersten selbständigen geistigen Arbeit ihres Kindes.

Worte haben eine wunderbare Macht. Man spricht ein Wort aus und etwas geht in Erfüllung. Man gibt ein Zeichen und man wird verstanden. Dem Chaos, in dem alles, was die Welt des kleinen Kindes darstellte, zusammenfloss, entspringt der erste Gedanke, der erste Begriff, das erste Wortzeichen. „Denken ist lautloses Sprechen“, schreibt der

amerikanische Psychologe Watson. Die Kraft der Worte ist es, die in dem Durcheinander eine Ordnung schafft und die Formen des menschlichen Denkens gestaltet. Es existiert für uns nur das, wofür wir bereits ein Wort haben oder was wir wenigstens mit Lauten ausdrücken können. Haben wir die Bezeichnung nicht fertig erhalten, so bilden wir selbst eine und das kleine Kind, das mit einer ungeheuren inneren Spannung der unbekannten, noch nicht in Gedanken gebannten, also auch mit Worten nicht benannten Welt gegenübersteht, beginnt sein heroisches Werk, aus dem Gefühlschaos eine Welt zu schaffen. Durch die Kraft der Worte vollzieht sich eine wunderbare Wandlung in der Seele des Kindes. Was bisher Gefühl war, wird zum Wort und löst sich vom Sprecher los. Bisher fühlte es nur alldas, was es an diejenige band, die es mit ihrer Milch ernährte, es pflegte und ihm die meiste Liebe gab. Jetzt spricht es aus: „Mamamam“ und das Wort wird zu etwas Selbständigem, Fremdem, aber doch zu ihm Gehörigem. Es war bisher ein Gefühl in ihm und nun, da es ausgesprochen wurde, gehört es einem anderen. Es ist kein Zufall, dass die erste Sprache, die wir erlernen, die „Muttersprache“ ist.

Anfangs gibt es nur einige lallende Laute, mit ihnen zu spielen ist aber auch schon eine Lust. Der Mund sendet dem Ohr ein Zeichen, das gleichsam eine magische Kraft besitzt. Bald nehmen die lallenden Laute eine bestimmte Form an, schon haften

Laut und Wort Gegenständen an, bedeuten Raum und Zeit. Ich habe etwas gefühlt, habe es ausgesprochen und es zeitlich gemacht. Das Gefühl ist zum Wort geworden, um sich erhalten zu können. Ich kann es auch öfters aussprechen und es bezeichnet immer dasselbe. So wurde auch die dahinschwindende Zeit überwunden.

Worte sind aber schon an jemanden gerichtet. So beginnt der Weg des Kindes über Laute und Worte zum Menschentum, zur Gemeinschaft. Alle Worte haben eine besondere Bedeutung, einen besonderen Wert. Jedes Wort drückt eine Gefühls-äusserung in ihrer vollen Intensität aus, die noch unverbraucht, noch zu keiner leeren Schablone geworden ist. Die Worte werden noch viel Freude bereiten. Aber auch viel Kummer.

Das Kind baut seine Sprache mit einer unglaublichen Hast aus. Es ist eine unvorstellbar frische geistige Arbeit, mit der die Sprache des Kindes gebildet und damit die Gefühlswelt des Kindes ausgebreitet wird. Das Kind will alles wissen. Das Wissen bedeutet Worte. Und an wen sollte sich das Kind wenden, wenn nicht an seine unmittelbare Umgebung und in erster Reihe an seine Mutter?

Die Eroberung des Wortes bedeutet zugleich Kraftvermehrung. Das Kind glaubt mit der Kraft der Worte seine Ohnmächtigkeit überwinden zu können. Seine Phantasie beginnt zu arbeiten — und man soll es nur beobachten: diese Phantasie knüpft an die Worte an. Es baut sich eine neue Welt durch

die Worte und da die Worte lebendige Wirklichkeit sind, ist auch diese Phantasiewelt lebendige Wirklichkeit. Das Kind lebt in einer bunten Phantasiewelt, die, mit dem Maß der Erwachsenen gemessen, keine Realität besitzt. Wir haben aber schon erwähnt, dass die Denkweise des Kleinkindes mit der der Erwachsenen nicht identisch ist. Das kleine Kind denkt prälogisch, wie die primitiven Völker. Der Erwachsene vermag nur noch im Traum auf diese Weise zu denken. Das Kind verwendet zum Ausdruck dieses primitiven Denkens die Worte des realen Lebens und dies ist der Grund dafür, dass wir so oft vermeinen, das Kind lüge uns etwas vor. Dem ist aber nicht so: nur haben seine Worte eine andere Bedeutung, eine unvorstellbare Reichhaltigkeit. Das Kind spielt z. B. mit einem Stück Holz. Wenn das Kind es auch „Holz“ benennen kann, seine Phantasie stattet es mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit aus. Das Stück Holz — ist wohl das Kind selbst, aber gleichzeitig bald eine Eisenbahn, bald ein Schiff, im nächsten Augenblick ein Tier, jetzt ist es da neben ihm, im nächsten Moment irgendwo weit entfernt, es gibt keine Schranken der Zeit und des Raumes. Zeit und Raum dehnen sich ins Unendliche aus. Diese Phantasiewelt des Kindes verdichtet sich nur langsam zur Realität des Lebens, wobei das Wort zum blassen Symbol des grauen Alltags wird. Bis dahin aber — blüht und schillert das Wort in tausend Farben und Gefühlen.

Eigentlich tragen die Worte einen ständigen

Konflikt zwischen Erwachsene und Kinder. Der Erwachsene sagt etwas. Doch welche andere wunderbare Welt vermittelt dasselbe Wort für das Kind! Der Erwachsene sagt: Kaffee. Für das Kind ist dies eine ganze Märchenwelt, in der alles enthalten ist, in der jeder eine Rolle spielt. Ebenso schnell, wie der Wortschatz des Kindes sich erweitert, die Sprache sich formt, ebenso rasch und bestimmt ist auch der Prozess, der die zeitliche und räumliche Bedeutung der Worte einengt. Dies ist ein schwerer Verzicht für das Kind, ein Neugeborenwerden durch die Worte. Allmählich kommt aber zwischen der Welt des Kindes und der der Erwachsenen doch das Kompromiss zustande, auf Grund dessen unter demselben Wort beide Parteien annähernd dasselbe verstehen. Aber nur annähernd, denn ein jedes Wort hat für einen jeden einen anderen Wert, der durch das Kindesalter, durch die Epoche der „Muttersprache“ bestimmt wurde. In Wirklichkeit können wir einander durch Worte nie verstehen. Nur die Gefühle, die hinter den Worten verborgen sind, können sich tastend und unsicher einander nähern.

In dem als endgültige Konklusion übriggebliebenen Sinn des Wortes darf sich aber das Kind doch nicht täuschen, das heißt: man soll immer in diesem letzten und einfachen Sinn die Wahrheit sagen. Das Kind fragt und erwartet eine Antwort. Eine reale Antwort, da eine irreale kann es sich im Reichtum seiner prälogischen Welt selber geben. Es gibt keine Frage, die man nicht beantworten kann.

Selbstverständlich soll man nur darauf und soweit antworten, was und wie weit das Kind gefragt hat. Weisen nun die Eltern das fragende Kind nervös von sich und fügen sogar noch hinzu: „du bist noch klein, du brauchst noch nicht alles zu wissen, das verstehst du noch nicht“, dann erhält das Kind eine Antwort, die seine Unsicherheit und Hilflosigkeit noch steigert, statt ihm die Möglichkeit zu geben, seine Minderwertigkeit auf dem richtigen Weg, auf dem des positiven Wissens ableiten, kompensieren zu können.

Wenn das Kind immer eine ruhige Antwort erhält, wird nicht nur seine geistige, sondern auch seine seelische Entwicklung gefördert. Es kann natürlich auch vorkommen, dass das Kind fragt und wir aufrichtig antworten müssen: „darauf kann ich dir nicht antworten, das weiss ich nicht, wir können aber in einem Buch nachschauen oder Onkel X. fragen“. Wir wissen, wie schwer es für die Eltern ist, einzugestehen, dass sie „auch nicht alles wissen“. In der kindlichen Vorstellung sind die Eltern allmächtig und allwissend und die Eltern übernehmen diese Rolle auch sehr gern. Eltern, die von allem Anfang an auf diese Einstellung verzichten, und ihren Wert im Auge des Kindes bewusst auf das reale Niveau herabsetzen — früher oder später kommt das Kind sowieso von selbst darauf — beginnen rechtzeitig ihr Verhältnis zu ihren Kindern in eine vollwertige, vertraute Freundschaftsbeziehung zu umwandeln.

Dort, wo diese freundschaftliche Beziehung zu-

standekommt, kann es kaum vorkommen, dass das Kind sein unaufhörliches Fragen in den Dienst seiner fiktiven Ziele stellt. Bei dem Kind mit den „ewigen“ Fragen kann angenommen werden, dass die Fragen einerseits dazu dienen, ihm selbst Geltung zu verschaffen — „ich bin so viel wert, wieviel ich frage“ — andererseits, um die Eltern an sich zu ketten. Hinter den „ewigen Fragen“ steht aber eine einzige, die das Kind nicht offen zu stellen wagt: wie kommt das Kind zur Welt?

Wir verstehen auch die Lage der Eltern: es ist sehr schwer, alle Fragen eines Kindes geduldig zu beantworten. Sehr oft sieht man, dass die Eltern das Empfinden haben, dass sie „mit den Fragen zu Tode gequält“ werden und mit einer ungeduldigen Handbewegung dem Kind abwinken. Man soll sich hüten, dem Kind das Fragen abzugewöhnen, es kann ein Abgewöhnen fürs Leben sein! Ein Mensch aber, der sich so hilflos fühlt, dass er „schon nicht einmal fragen kann“, gehört zu den unglücklichsten Kreaturen.

Es handelt sich aber nicht nur darum, auf die Fragen des Kindes immer eine Antwort zu geben, sondern auch darum, dass diese Antwort immer wahr sein soll, sowohl in den kleinen alltäglichen, wie auch in den „grossen Fragen“ des Lebens. Dazu ist selbstverständlich Besonnenheit und grosse Selbstbeherrschung nötig. Aber niemals, niemals sollen wir das Kind anlügen. Auch nicht, indem man ihm eine falsche Antwort gibt oder vor der Antwort aus-

leicht. Die Frage des Kindes kann oft sehr unangenehm und heikel sein, eine schmerzliche Wunde oder peinliche Situation berühren. Man muss trotzdem antworten, möglichst affektfrei, nüchtern und liebevoll, selbstverständlich immer dem geistigen Niveau des Kindes entsprechend.

Wir Erwachsenen wissen nicht, wo die Grenze liegt, bis zu der das Kind „alles“ wissen kann. Aber dafür sind nicht wir, Erwachsenen, sondern das Kind selbst zuständig. Was das Kind wissen will, dafür ist es auch reif genug. Wir müssen natürlich den Maßstab kennen, den das Kind durch das Aufwerfen der Frage für sich bestimmt hat.

Eine spätere spezielle Erfahrung: man kann trotz der scheinbar wahren Worte lügen. Hinter den Worten verbirgt sich nicht immer dasselbe Gefühl, das sie in der entsprechenden Entwicklungsphase der kindlichen Seele hervorgebracht hatte. Das Wort ist aber für das Kind noch immer allmächtig — von magischer Kraft —, denn es bedeutet die ganze Welt. Das kindliche Wort ist bloss geeignet, den Weg und die Brücke zur Gemeinschaft zu bilden, nicht aber Gefühle und Gedanken zu verschleiern.

Die grosse Erschütterung der kindlichen Seele beginnt mit den ersten Enttäuschungen, die das Wort bereitet. Das Kind merkt, dass die Worte der Eltern eine andere Bedeutung haben, als die seini-
gen, aus denen es sich seine Welt erbaut hat. Das Kind hat zu seinen eigenen Worten und zu den der

anderen ein unendliches Vertrauen. Die grosse Tragödie, die Abwendung vom Leben beginnt, da ihm der Zufall enthüllt, dass die Wahrheit der Worte mit den zarten, bebenden Gebilden seiner Seele nicht identisch ist. Es gibt kein empfindlicheres Gebiet der kindlichen Seele, als dasjenige, das an das Wort gebunden ist. Das Wort hat ein selbständiges Leben, seinen eigenen, besonderen Wert. Worte können getötet, Werte zerstört werden. Mit einem gewöhnlichen alltäglichen Ausdruck heisst dies: lügen. Bewahre man die ursprüngliche Wahrheit der Worte — solange nur möglich — in der Seele des Kindes. Die Eltern, die sich ihr Kind, oder was vielleicht noch wichtiger ist, in ihrem Kind sich selbst erhalten wollen, sollen streng darauf achten, dass ihre Worte immer den gleichen Wert haben. Wehe dem Kind, das merken muss, dass es den Worten der Eltern, den Worten überhaupt, nicht vertrauen kann.

Damit sind wir beim Problem des Märchens angelangt. In Wirklichkeit haben die Erwachsenen die Märchen für sich selbst erfunden und nicht für die Kinder. Das Märchen ist eigentlich die Befriedigungsform der Volksseele in der Welt der Phantasie und wenngleich das kindliche Denken mit dem der Primitiven viel Ähnlichkeit zeigt, gehört das Märchen, das die Erwachsenen erzählen, nicht diesem kindlichen Denken an. Das Kind dichtet sich selbst seine Märchen und das ist auch in Ordnung so. Es wäre aber ein Fehler, seine Fabulierlust, seinen Phantasie Reichthum noch zu steigern, weil dies leicht

genug in eine Flucht vor der Realität des Lebens umschlägt, wodurch die Mutlosigkeit des Kindes noch vertieft werden kann. Die von Erwachsenen erzählten Märchen sind nicht mit der ursprünglichen Phantasiewelt des Kindes identisch, sondern eröffnen ein neues Gebiet der Phantasie. In diesem Gebiet sind — wie die psychoanalytische Märchenkritik es erwiesen hat — Symbole von Affekten anzutreffen, welche wahrlich nicht geeignet sind, die gesunde psychische Entwicklung des Kindes zu fördern. Denken wir z. B. an das Märchen vom „Rotkäppchen“. Wieviel rohe Grausamkeit ist darin enthalten. Die bekannten Volksmärchen sind voll grausamer Geschehnisse, voller Hexen, Teufel, bösen Geister, welche alle auf der Lauer sind, sich der Seele des Kindes zu bemächtigen. Der Schaden, den diese Märchen in der seelischen Entwicklung des Kindes anrichten, ist unvorstellbar. Sie sind die ewigen künstlichen Quellen der kindlichen Angst. Es ist kein Zufall, dass die Kinder besonders von den Hausangestellten mit solchen Märchen versorgt werden. Es wäre nicht schwer, den Grund hiefür aufzudecken. Für diese schwer arbeitenden, innerhalb der Familie lebenden und doch immer ausser ihr stehenden Menschen bedeuten die Märchen wirklich eine Flucht aus der Fronarbeit des täglichen Lebens und ihrem schweren Los. Es lässt sich auch erklären, warum die Kinder so gerne Märchen hören, ja sogar auch am Gruseln ein Vergnügen finden. Diese Märchen sind stimulierende Mittel zur Steigerung

der kindlichen Phantasie und bieten reichliche Gelegenheit zur Befriedigung der Triebe, die durch die Erziehung zur Verdrängung verurteilt wurden (wenn auch in anderer, verwandelter Form), was so zu verstehen ist, dass das Märchenerlebnis immer eine Identifizierung bedeutet.

Soll man also den Kindern keine Märchen erzählen? Sollen wir die Schleusen seiner Phantasie zusperren und die kindliche Seele, die fein und gasartig, alles ausfüllen will, in das enge Gefäß der Realität zwingen? Die Kinderpsychologie ist in dieser Frage noch nicht zu einer einheitlichen Auffassung gelangt. Wir haben die Erfahrung, dass man die Phantasie des Kindes künstlich nicht fesseln darf, aber auch nicht erhitzen. Wir konnten beobachten, dass man diese Phantasie auf ein Gebiet zu lenken vermag, wo sie sich frei entfalten kann. Belasse man also dem Kind das Märchen, trachte aber, es mit der Wissenser des Kindes zu verbinden. Ein einfaches Beispiel: der Mantelknopf. Was für ein herrliches Märchen gibt das, wenn wir erzählen, wie das Kuhhorn — zum Knopf wurde. Auf wunderbaren Wegen kann man mit dem Kind wandeln. Nehme man einen beliebigen Gegenstand und es lassen sich die wunderschönsten Märchen an ihn knüpfen! Man kann die ganze lebendige Welt aufmarschieren lassen, die kleinen Freunde, die Tiere und Pflanzen. Es geht alles in diese kleinen Märchen hinein, in denen die Phantasie des Kindes sich frei entfalten kann und

sie bedeuten doch keine Flucht vor der Realität, sondern das Leben selbst, das allergrösste und spannendste Unbekannte für das Kind.

Das Märchen soll nie — unser Märchen sein. Nicht wir sollen dem Kind, das Kind soll uns erzählen. Oder wenigstens sollen wir mit dem Kind gemeinsam dichten. Das Kind soll der Held des realen Märchens sein, um so dem Märchen einen erlebnisartigen Charakter zu verleihen. Jedes Kind hat die Neigung, Märchen zu dramatisieren, also in Spiel, in Handlung umzusetzen. So kann man dem Märchen durch Dramatisierung den Wert der Realität verleihen.

Eine Verbindung der bewussten Lüge mit der Märchenphantasie ist: das Storchmärchen. Eine bewusste Lüge, weil man es nicht erzählt, um ein Märchen zu erzählen, sondern um die Wahrheit zu verhüllen, um eine bewusst unrichtige Erklärung über die Geburt zu geben. Das Storchmärchen ist aber doch ein Märchen, wie alle übrigen. Heute weiss man, — die analytische Märchendeutung hat seinen verborgenen Sinn aufgedeckt — dass das Storchmärchen nichts anderes ist, als die Erzählung des Mysteriums der Geburt in Symbolen. Mit dem Storchmärchen taucht die grosse Frage auf, welche die Eltern heute so lebhaft beschäftigt: die der sexuellen Aufklärung, über die wir selbstverständlich noch sprechen werden. Hier wollen wir nur darauf hinweisen, dass die schwerste Folge des Storchmärchens darin besteht, dass das Kind, welches das Geheimnis seiner

Geburt früher oder später doch erfährt, die bittere Erfahrung machen muss: es wurde doch belogen, es wurde ihm doch nicht die Wahrheit gesagt.

XIV. KAPITEL.

ETWAS VOM SPIELEN.

SPIEL IN DER ARBEIT, ARBEIT IM SPIELE. — DAS GUTE SPIELZEUG. — DER WEG ZUR REALITÄT. — DIE BEWERTUNG DER ARBEIT. — DIE ERKENNTNIS DES GELDWERTES ALS ERZIEHUNGSFAKTORS. — DAS KIND SEI AUCH UNSER ARBEITSKAMERAD.

Beobachten wir, wie das Kind mit den Worten spielt. Zuerst lallt es nur, genießt seine eigene Stimme, dann spricht es schon Worte nacheinander aus, scheinbar ohne Zweck und Sinn: es spielt.

Die funktionelle Bedeutung des Spieles ist, dass es eine Befriedigungsform darstellt, in der das Kind seine Minderwertigkeit nicht fühlt, in der alles so geschieht, wie das Kind es befiehlt und will. Das Kind setzt sich auf einen Stuhl. Hoppla! er ist ein Schiff und es bereist mit ihm die kleine Phantasienwelt seines Lebens. Der Stuhl ist aber im nächsten Augenblick ein Bettchen, in dem es sein Phantasiepüppchen bemuttert. Dann ist er Auto, Tramway, Eisenbahn. Das Kind selbst erlebt inzwischen die sonderbarsten Rollen, es ist die Mutter, die ihr Kindlein pflegt, der Schaffner, der Lokomotivführer, alles. Das Spiel des Kindes ist sein — wirkliches Leben. So muss man es auch auffassen und es dem Kinde völlig überlassen. Alles andere, was ausserhalb des Spieles ist, be-

deutet einen Zusammenstoß mit der Realität, mit der äusseren Welt, den Kampf der kindlichen Ohnmacht mit der Wirklichkeit der Erwachsenen. Das Spiel aber ist das schrankenlose Feld der kindlichen Seele.

Mit der Psychologie des Spieles haben sich schon sehr viele Forscher befasst. Es gibt eine psychologische Richtung, die im Spiel die Vorbereitung zum Kampf ums Dasein sieht. So spielt das Kätzchen mit dem Wollknäuel und ebenso spielt auch das Kind. Nach Adler bedeutet das Spiel bereits einen Training für die Aufgaben des kommenden Lebens. Das Kind lebt sich in seiner Phantasie in verschiedene Situationen und Aufgaben ein und es übt schon, wie es sich zu verhalten hat. Die Freudsche Schule sieht im Spiel eine leichte und angenehme Sublimierungsmöglichkeit der anders nicht abführbaren Triebe, ein Ventil der Seele, durch welches die überschüssigen, in reale Handlungen nicht umsetzbaren Energien doch freigemacht, in wirkliche Betätigung umgesetzt werden können.

Das Spiel enthält zwei unerlässliche Elemente: erstens ist es immer eine Lustquelle, zweitens hat es immer einen Rhythmus. Dieser Rhythmus ist es, der aus dem Spiel den Sport (das Spiel mit dem Körper) und das Lied, die Musik (Spiel mit den Tönen) ausformt. Das Spiel der primitiven Völker ergibt sich aus der Freude an der rhythmischen Verknüpfung des Körpers und des Klanges.

Anscheinend ist jene Auffassung annehmbar,

welche den Begriff des Spieles und den der Arbeit in Zusammenhang bringt. Unter Arbeit verstehen wir natürlich keine Lohnarbeit, sondern eine Lebensform des Individuums. Es würde zu weit führen, wollten wir erörtern, ob die Arbeit wirklich eine triebbedingte Funktion oder eine gesellschaftliche Notwendigkeit, eine aufgezwungene Sublimierungsform der Triebe ist.

Die Beobachtung des kindlichen Spieles weist darauf hin, dass für das Kind diese zwei Begriffe zusammenfallen. Jede Arbeit, mit der wir es beauftragen, wird zu einer spielerischen Freude, einer ihr identischen Befriedigungsform. Sie bietet uns zugleich ausgezeichnete Möglichkeiten, das Kind in seiner Wirklichkeit kennenzulernen. Beobachten wir das Kind in seinem Spiel (oder „Arbeit“) unbemerkt. Mit ein wenig psychologischem Sinn erfahren wir alles, erkennen es bis in die Tiefe seiner Seele. Die psychische Behandlung kleiner Kinder erfolgt auf Grund der Beobachtung ihres Spieles und im Laufe des gemeinsamen Spieles.

Die Praxis wendet heute schon ihre Erfahrungen über das Spiel auf der ganzen Linie an und verbindet das Spiel mit der Arbeit. Hierher gehört auch die Frage der Spielzeuge. Man weiss heute schon, dass das Kind die grösste Freude an jenen Spielzeugen findet, die es als Werkzeuge verwenden kann, an den sogenannten technischen Spielen. Noch mehr Freude bereitet das Spielzeug, das nur aus Bestandteilen besteht und ermöglicht, die Phantasie und Ar-

beitslust zu verbinden. Den höchsten Grad der Befriedigung bietet es aber, wenn wir mit dem Kind zusammen „basteln“, was es dann später auch selber nachfabriziert. Auch die schönste schlafende Puppe wiegt die Schönheit des Holzstückes nicht auf, das man zusammen — oder das Kind allein — geschnitzt, bemalt und angekleidet hat. „Licht und Schere, Gabel, Messer — passen auch für kleine Kinder!“

Man soll also das Kind vom frühesten Alter an — sobald es nur möglich ist — mit der Erledigung realer Aufgaben, mit Arbeit betrauen. Soll diese Aufgabe auch die unbedeutendste sein, das Kind greift mit Freude zu und gibt uns willkommene Möglichkeit, es zu loben und zu ermutigen. Wie gesagt: die kindliche Seele macht keinen Unterschied zwischen Arbeit und Spiel. Beide sind in ihrer Aufgabe identisch, beide bieten für das Kind die Möglichkeit, sein Minderwertigkeitsgefühl in Form einer aktiven Tätigkeit zu überwinden. Ob man das Spiel auf die Ebene der realen Arbeit überträgt oder die kindliche Arbeit ins Spiel verwandelt, der Effekt ist der gleiche. Hiedurch finden wir auch den Weg, auf dem wir das Geltungsstreben des Kindes in die Richtung der Gemeinschaft leiten können. Das kleine Mädchen, das mit einem Tuche um die Mama herumtripelt und „Staub wischt“, hat tatsächlich eine gesellschaftliche Tätigkeit ausgeübt, es hat der Sozietät schon etwas gegeben. Stellen wir das Kind vom frühesten Alter an auf dieses spielerische Arbeits-

feld, so bereiten wir ihm ein grosses Vergnügen, eine grossartige Befriedigungsmöglichkeit seiner Triebe, zugleich aber auch eine reale Wegweisung.

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass das beste Erziehungsmittel, also die beste Methode für das Kind, seine Minderwertigkeit auf eine für sich selbst und für die Gemeinschaft nützliche Weise zu kompensieren: die Arbeit ist. Haben wir keine Angst um die Sorglosigkeit des kindlichen Alters! Wir wiederholen: wir verstehen unter Arbeit keinen Zwang, sondern eine spielerische Form der Ableitung der Triebe. Den Zwang wird das Leben schon selber ausüben und die Zeit wird auch den unvermeidlichen Übergang bringen.

Zur Schaffung dieses Überganges, also zur Überführung der spielerischen Arbeit in bewusste Arbeit gehört auch die Umstellung des kindlichen Denkens auf neue Begriffe. Und das heisst: die Arbeit hat einen Wert, noch richtiger: im Wert der Arbeit kann das Kind auch seinen Eigenwert finden. Jetzt ist die Arbeit natürlich nur noch ein Spiel, man darf aber schon jetzt nicht unterlassen, dem Kind sein ruhiges, nicht übertriebenes, nicht überlautes, jedoch unerlässliches Lob geben, wenn auch nur soviel: Du bist geschickt, das hast Du gut gemacht. Später kann man es dem Kinde schon bewusst machen, dass seine spielerische Arbeit eine Hilfe ist, dass sie ernsten Wert hat. „Ich danke Dir, dass Du es statt mir gemacht hast, ich hätte es auch nicht besser machen können.“ Wir können uns nichts vorstellen, was das

Selbstbewusstsein, das Selbstvertrauen des Kindes mehr stärken könnte als dies. Später kann man dann diese Hilfe zu einem positiven Wert machen und das Kind auf jene Ebene der Lebensrealität stellen, welche Geld heisst. Es gibt im Leben kaum eine wichtigere Beziehung, als die zwischen der Arbeit und ihrem Werte. Die alte erzieherische Auffassung hat alles ängstlich vermieden, was auch nur die Möglichkeit geboten hätte, dass die Erkenntnis dieser Realität überhaupt zum Kinde gelange und dass es sich über den unverständlichen Begriff des Geldes und über die Bedeutung der Arbeit Klarheit verschaffe. In den Augen des Kindes ist das Geld etwas Wertloses. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass das Kind, wenn man ihm Geld gibt, um das gekaufte Zuckerwerk selber zu bezahlen, die Empfindung hat, mit diesem Geld dem Onkel ein Geschenk gegeben und ebenso eines von ihm erhalten zu haben. Man kann oft beobachten, dass diese unendlich liebe, aber nicht reale Einstellung der Kinder als ein Tabu bestehen bleibt und sie viel später noch, als Schulkinder, über Bedeutung und Wert des Geldes keinen Begriff haben.

Natürlich ist der Rahmen noch ein wenig hart, in den das heutige Kind sich einfügen kann. Es ist noch immer ungelöst die Frage: soll das Kind je länger in seiner eigenen Welt verbleiben, indem wir die Realität des Lebens ihm fernhalten?

Aus den bitteren Erfahrungen des späteren Kindesalters schöpfen wir die Überzeugung, dass man

das Kind vor der Realität des Lebens nicht hüten soll, was natürlich keine Belastung oder Abschreckung bedeuten darf. Es ist z. B. nicht nötig, das Kind, wenn es etwas verlangt, anzuschreien und mit einer unzureichenden Ausrede zu begründen, warum man ihm nicht kauft, was es sich wünscht. Wir können ihm ruhig die Wahrheit sagen: „Wir haben kein Geld dafür“. Natürlich hängt dieser Begriff anfangs einigermassen in der Luft, durch ihn kann aber dem Kinde die Einsicht beigebracht werden, dass es sich selber kaufen kann, was es sich wünscht, und zwar — durch Arbeit, die einen Wert hat. Das wesentliche ist, dass das Kind den Begriff der Arbeit und den Wert der Arbeit erlebt.

Es hängt natürlich vom Alter und von dem Entwicklungsgang des Kindes ab, welche „Arbeit“ ihm anvertraut, zu welchen Tätigkeiten es herangezogen werden kann. Bei der Entscheidung dieser Frage sollen die Eltern eher einen optimistischen Standpunkt einnehmen, eher die Fähigkeit des Kindes überschätzen, ohne jedoch ihre Geduld zu verlieren. Es soll für das Kind keine Schlappe bedeuten, wenn ihm etwas nicht gelingt, man soll ihm viel mehr beistehen und es ermutigen, dass es von neuem anfange. Natürlich soll man dem Kinde Unternehmungen ersparen, denen es von vornherein nicht gewachsen ist. Auch dies bedeute aber nicht, dass wir ihn unsere Erfahrungen aufzwingen. Das Kind soll nur versuchen und wenn ihm etwas nicht gelingt, stehe man ihm mit ermutigenden Worten bei, damit es

nicht das Gefühl habe, eine Niederlage erlitten zu haben.

Die Eltern und Erzieher greifen den kindlichen Versuchen oft vor, indem sie erklären: „du bist noch klein, du schaffst das noch nicht“. Der bessere Fall ist, wenn das Kind sich selbst überzeugen will, ob sich die Sache wirklich so verhält — und es doch versucht. Es ist viel schlimmer, wenn es schon seinen eigenen Fähigkeiten gegenüber misstrauisch gemacht wurde und ein Wort genügt, um es abzuhalten, etwas zu versuchen, weil es sich selbst nicht traut. Wählt also das Kind doch den besseren Fall und versucht es erfolglos, so ist es von elterlicher Seite wirklich unsinniger Hochmut, diese Gelegenheit dazu zu benutzen, dem Kinde zu beweisen, dass sie klüger und weiser sind. Das „ich habe es dir doch gesagt“ bedeutet in solchen Fällen, dass die Eltern das Gefühl haben, gesiegt und bewiesen zu haben, um wie viel klüger sie sind, als ihr Kind. Für das Kind bedeutet dies natürlich etwas ganz anderes: die Bestätigung einer Niederlage, die es schon sowieso bitter empfunden hat.

Das schönste Geschenk, das die Eltern ihrem Kinde geben können, ist das Selbstvertrauen, mit dessen Ausbildung in realem Masse man schon in frühem Alter anfangen muss, als man das noch kaum trippelnde Kind an sich zieht und wenn auch nur aus Spiel, als: Arbeitsgenossen betrachtet.

XV. KAPITEL.

FRAGE UND TECHNIK DER GESCHLECHTLICHEN AUFKLÄRUNG.

DAS STORCHMÄRCHEN BEDEUTET DIE VERLEUGNUNG DER MUTTERSCHAFT UND WURDE VOM MANNE ERFUNDEN. — DIE DREI SCHWEREN FRAGEN DES KINDES. — NACKTHEIT UND SCHAMGEFÜHL.

Wenn unsere Erfahrungen dahin führen, dass das Kind im Schlafzimmer der Eltern nichts zu suchen hat, haben wir zur Frage der „sexuellen Aufklärung“ noch keineswegs Stellung genommen. Wir haben schon darauf hingewiesen, dass wir die Storchmärchen-Lösung schon deshalb nicht annehmen können, weil durch diese das Kind früher oder später darauf kommt, dass die Erwachsenen nicht die Wahrheit gesagt haben, dass es betrogen wurde. Dieses Gefühl des Betrogenseins ist auch dann schädlich, wenn man die sexuelle Aufklärung für unnötig oder unrichtig hält.

Die meisten Mütter sind sich heute schon im Klaren, dass es besser ist, wenn das Kind von ihnen erfährt, wie es auf die Welt gekommen ist, als wenn es im Gesindezimmer, oder von seinen Spielgenossen mystische Aufklärungen empfängt. Dies bedeutet natürlich eine heikle Stellungsnahme, die Übernahme einer schwierigen Aufgabe. Hat doch das Storchmärchen den Vorteil, so dachten es wenigstens die Mütter, dass es die Neugierde des Kindes leicht und schablonenhaft befriedigen konnte.

Halten wir uns aber noch ein wenig beim

Storchmärchen auf. Wir behaupten: das Storchmärchen wurde von den Männern erfunden. Denken wir einmal ein bisschen nach. Die wichtigste, erhabenste Funktion der Frau ist, dass sie für die Erhaltung der Rasse sorgt, indem sie ihr Kind zur Welt bringt. Welche Verkrüppelung der weiblichen Seele bedeutet es, diese grossartige Funktion einfach zu verleugnen und sie auf den Storch, diesen gleichgültigen Vogel, zu übertragen. Wahrlich, die Gesellschaft der Männer hat in der weiblichen Seele eine verheerende Zerstörung verübt, wenn es ihr gelang, sie mit so vielen Minderwertigkeitsgefühl zu füllen, dass die Mutter vor ihrem eigenen Kinde ableugnet, es unter ihrem Herzen getragen, auf die Welt gebracht zu haben und ihm ein Storchmärchen aufischt!

Die Frau erniedrigt sich selber mit dem Storchmärchen, weil sie dadurch ihre Mutterschaft verleugnet. Nicht bloss des Kindes wegen, sondern in erster Reihe der Mütter wegen muss endlich das Storchmärchen aus der Welt geschafft werden. Frauen können sich erst befreien, wenn sie ihre Mutterschaft von Erinnerung an das Storchmärchen befreit haben, wenn sie sich seelisch nicht mehr so verkrüppelt fühlen, dass sie die Funktion der Mutterschaft vor ihrem eigenen Kinde verleugnen müssen. Nur eine freie Mutter kann ihr Kind zu einem freien Menschen erziehen. Die Mutter, die das Storchmärchen erzählt, ist aber leider noch eine Sklavenseele, also auch eine schlechte Erzieherin.

Eine ebenso schlechte Erzieherin ist aber jene Mutter, die eines schönen Tages ihr Kind „aufklärt“. Eine derartige Aufklärung ist ein Beweis dafür, dass für das Kind etwas zu einem Problem wurde, was nie hätte ein Problem werden dürfen, nämlich: wie es zur Welt gekommen ist? Wo schon eine Erklärung nötig ist, wo man das Kind also bei einer gesuchten oder gegebenen Gelegenheit hernimmt und es mit den nötigen Aufklärungen versieht, — dort kann es sich höchstens noch um eine Korrektur handeln.

Es darf also nicht so weit kommen, das Kind aufklären zu müssen. Es darf dem Kinde nie fraglich gemacht werden, dass seine Mutter es in ihrem Leibe trug und es zur Welt brachte. Wir wissen aus Erfahrung, dass das Kind alle Erklärungen, die es rechtzeitig, also gleich zu Beginn seiner geistigen Entwicklung erhält, ohne besondere Emotion zur Kenntnis nimmt. Eine Zeitlang beschäftigt es sich noch damit, dann reiht es sie aber mit derselben Selbstverständlichkeit in seinen Wissensschatz ein, wie alle übrigen Kenntnisse, die es auf die Fragen seines kleinen Lebens erhielt.

Im allgemeinen nimmt das kleine Kind die Tatsache sehr ruhig zur Kenntnis, dass es noch zu winzig und hilflos war, um als selbständiges Wesen leben zu können und von seiner Mutter während dieser Zeit dermassen versorgt wurde, dass sie es in ihren eigenen Leibe trug, auf diese Weise pflegte und ernährte.

Was die „Technik“ der Lösung dieser Fragen

anbelangt, möchten wir in erster Reihe darauf hinweisen, dass diese Fragen in ihrer völligen Einfachheit aufgefasst werden müssen. Das wichtigste ist, dass die Mama nicht in Verlegenheit komme, nicht erröte, sondern bestrebt sei, auf die Fragen des Kindes einfach und vernünftig zu antworten. Das Storchmärchen ist ebenso verfehlt, wie das System der „modernen“ Aufklärung, das ein richtiges „Heldenepos“ aus der Tatsache macht, dass die Mutter ihr Kind unter ihrem Herzen trug. Je einfacher und unmittelbarer diese Frage behandelt wird — eine Naturerscheinung, die sich am Beispiel junger Katzen, junger Hunde illustrieren lässt —, umso weniger wird sie zu einem Problem, über welches sich das Kind aufhält. Das ist der eine Gesichtspunkt. Der andere ist: unter der Wirkung eines Scheinmodernismus nicht unbedingt „aufklären“ zu wollen! Die Mutter erzähle anstelle des Storchmärchens keine langen und schwulstigen Geschichten, sondern passe sich streng dem Interessenkreis des Kindes an. Sie soll also nur das beantworten, was das Kind fragt und nicht mehr sagen, als es wissen will.

Unserer Erfahrung nach ist die Reihenfolge der kindlichen Fragen die folgende:

wo war ich, bevor ich auf die Welt gekommen bin;

wie bin ich von dort zur Welt gekommen;

wie kam ich dorthin, woher ich geboren wurde?

Wie gesagt, nimmt das Kind ohne weiteres zur Kenntnis, dass es vor seiner Geburt „im Bauch“ der Mutter war. Bei der Geburt eines zweiten Kindes oder bei einer anderen Gelegenheit bietet sich für die Mutter leicht die Möglichkeit, die Frage auf die Tagesordnung zu setzen, ohne natürlich die Tendenzen zu lassen. Dann muss sie abwarten, wie und in welcher Form das Kind seine zweite Frage bezüglich der Geburt stellt. Diese muss sehr gesetzt, einfach und wirklichkeitstreu beantwortet werden: im Leibe der Mutter tut sich eine Öffnung auf, die nachher wieder unsichtbar klein wird. Das schwere Problem entsteht bei der dritten Frage. Hier handelt es sich eigentlich darum, dass das Kind eine Erklärung über die Rolle des Vaters, über den Geschlechtsakt selbst erhalte. Dem Kind ist nämlich die physiologische Rolle des Vaters noch völlig unbekannt. Es gibt noch immer primitive Völker — Malinowsky, Professor an der Universität zu London berichtet über ihr Leben — die noch soweit im Kindesalter sind, dass sie nicht wissen, dass zwischen dem Geschlechtsakt und der Geburt des Kindes ein Zusammenhang besteht. Der Geist der Ahnen befruchtet die Frauen, so werden die Kinder geboren. Auch für das kleine Kind wäre es völlig unverständlich, dem Vater eine Rolle zu geben. Es scheint also unsere Auffassung richtig zu sein, dass über den Hergang der Befruchtung nur dann gesprochen werden darf, wenn das Kind selbst danach fragt. Während die ersten zwei Fragen das Kind schon sehr früh

interessieren, taucht in ihm die dritte Frage ziemlich spät auf.

Die Rolle des Staubgefäßes und der Narbe liegt als Beispiel aus der Pflanzenwelt auf der Hand. Das genügt aber dem Kinde nicht, es nimmt es zwar zur Kenntnis, kann es aber nicht entsprechend anwenden. Im Dorfleben ergeben sich die Beispiele natürlich leicht und so kann auch die Antwort unmittelbarer sein. Schliesslich ist die Lage die: man muss es doch sagen, wenn man nicht will, das andere es sagen und es in den Schein des Geheimnisvollen hüllen, das einen effektiven Druck auf die Seele des Kindes ausübt. Die Mutter hat eine sehr schwere Aufgabe und kann dieser nur entsprechen, wenn sie sich vor allem selber über den physiologischen Teil der Frage im Klaren ist. Es gibt sehr viele Mütter, die, im Grunde genommen, nicht richtig „aufgeklärt“ sind. Wenn die Ausbildung der Mütter — ja, es handelt sich wörtlich um die Ausbildung der Mütter auf diesem Gebiete — eine perfekte ist, dann werden sie ohne Verlegenheit und Erröten antworten können und das nötige Maß kennen, das der Wissensgier des Kindes genau entspricht.

Wie wir schon gesagt haben, werfen die Kinder diese Frage ziemlich spät auf. Wichtig ist und davon hängt alles ab, dass zwischen Eltern, Erziehern und Kindern ein inniges Freundschaftsverhältnis vorhanden sei, so dass sich das Kind mit vollem Vertrauen und Ruhe an sie und nicht an andere Personen wenden könne und die Antwort nicht anderswo

suchen müsse, sobald diese „heiklen“ Fragen auftauchen. Sie sind tatsächlich nur dort ein Problem, wo auch das gegenseitige Verhältnis zwischen Eltern und Kind problematisch ist. Da wir der Meinung sind, dass das Kind nicht belogen werden darf und dieses Problem endlich der Mystik entkleidet werden muss, welche gerade durch das viele Tuscheln und durch Geheimtuerie genährt wird — ist es unsere Pflicht, darauf hinzuweisen, dass man hierbei noch immer mit der offiziellen Auffassung rechnen muss. Wir kennen einen Fall, wo ein kleines Kind, dass von seinen Eltern in dem besprochenen freundschaftlichen Geist erzogen worden war, aus einer Kindergemeinschaft entfernt wurde, weil es seinen kleinen Genossen mitteilte, was es wusste und was für ihn tatsächlich — kein Problem war. Vielleicht besteht die richtige Lösung darin, dass man selbst das Storchmärchen aufs Tapet bringt, wenn man die Fragen des Kindes beantwortet. Man erklärt dem Kind auch: „Es gibt Mamas, denen das Märchen besser gefällt, als die wahre Geschichte, die du kennst, es ist also das beste, wenn du die Kinder solcher Mamas in ihrem Glauben belässt.“ Hans Zulliger, der bekannte Schweizer Pädagoge und Analytiker ist übrigens auch der Meinung, dass man das Storchmärchen unbedingt erzählen muss, jedoch als Märchen und nicht als Wahrheit.

Trotzdem muss man auf diesem Gebiete mit inneren und äusseren Konflikten rechnen, wie das Kind auch auf anderen Gebieten durch die Gesell-

schaftsmoral in Konflikte getrieben wird. Dagegen kann es nur einen einzigen Schutz geben: wenigstens das Heim, das Elternhaus, soll die Reinheit bewahren, die keine Lüge zwischen Eltern und Kind kennt. Weiss das Kind, dass das Elternhaus ein Hort der Wahrheit ist, wo es alles sagen kann, weil man alles versteht, so wird es auch stark genug sein, die Konflikte in der Aussenwelt zu ertragen.

Zu der psychischen Einrichtung unserer Gesellschaft gehört auch ihre Stellungnahme der Nacktheit gegenüber. Das Schamgefühl ist keine angeborene Eigenschaft, sondern wurde durch die Gesellschaft in die Psyche verpflanzt. Unsere Gesellschaft erfordert vor allem die Verhüllung der Genitalgegend. Einem kleinen Kinde verzeiht sie zwar noch die Nacktheit, sie machte es aber zu ihrem Erziehungsprogramm, ihm früher oder später beizubringen: sich seines Körpers zu schämen, ihn zu verhüllen. Unser Erziehungssystem fügt sich in eine gegebene Gesellschaft ein und muss ihre Gesetze zur Kenntnis nehmen. Jedenfalls ist es aber wünschenswert, vor dem Kinde diese Frage nicht zu übertreiben und dem entgegenzuarbeiten, dass eine konventionelle Gesellschaftsmoral in ihm zu früh eine falsche Scham entwickle, die ohne Inhalt, ohne menschlichen Wert ist. Dies ist aber garnicht so leicht. Wir haben schon erörtert, dass das Kind sehr früh erkennt, dass die Geschlechtszugehörigkeit eine Machtfrage ist und diese Machtstellung auch äussere Symbole hat: die Genitalien.

Das Kind beschäftigt sich unbedingt mit den Genitalien der Eltern. Dass es einerseits dazu erzogen wird, seine Genitalien zu verhüllen, andererseits die Eltern seine Anwesenheit nicht zur Kenntnis nehmen und sich nackt vor ihm zeigen, führt in ihm sehr früh zu einem Konflikt.

Diese Frage fängt eigentlich damit an, dass es Eltern eine verständliche Freude bereitet, die Kinder morgens in ihr Bett zu nehmen — wenn sie nämlich nicht, was noch ärger ist, mit ihnen im selben Bett zu schlafen. Auch für das Kind ist solch ein Morgenbesuch eine grosse Freude — sogar eine „Belohnung“. Wir müssen trotzdem raten: die Eltern sollen auf diese Freude verzichten und das Kind nicht daran gewöhnen, nicht einmal im frühesten Alter. Man beugt damit vielen späteren Schwierigkeiten vor, weil es nicht bezweifelt werden kann, dass diese Besuche völlig überflüssiger und schädlicher Weise die frühzeitige Sexualität des Kindes erwecken. Ebenso soll man mit dem Kinde nicht in der Wanne zusammen baden. Selbst der Vater mit dem Sohn und die Mutter mit der Tochter nicht. Uns sind auch Fälle bekannt, wo die Eltern ihre Notdurft vor den Kindern erledigt haben. All dies sind schädliche Gelegenheiten, die kindliche Sexualität zu erwecken bzw. zu steigern. Die Nacktheit der Kinder untereinander ist kein Problem, das sich schädlich auswirkt.

Unser Verhalten darf sich nicht als Stellungnahme äussern, als gäbe es hier etwas zu verhüllen,

etwas, dessen man sich zu schämen habe. Hier handelt es sich nicht um ein Prinzip, sondern um eine kluge Taktik. Es ist eine wirklich praktische Umgehung einer Frage, die noch immer von übertrieben einseitigen gesellschaftlichen Ansichten ummauert ist. Es ist nicht unsere Aufgabe, zu moralisieren — wir wollen die Harmonie körperlich und seelisch gesunder Menschen — und halten eben deshalb diese praktische Neutralisation der Nacktheit für wünschenswert.

Es scheint das richtigste zu sein, dem Kinde zu überlassen, wann und wie sich in ihm das von der Gesellschaft diktierte Schamgefühl entwickelt. Wir wollen es durch Provokation weder beschleunigen, noch verzögern. Wie die Sache nun einmal liegt, wird das Kind — ob wir es wollen oder nicht — sowieso vor ein Dilemma gestellt, für welches die heutige Gesellschaft noch keine Lösung zu geben vermag.

Zu dieser Zwiespältigkeit der Entwicklung der kindlichen Seele gehört auch, dass die Kinder ihre Genitalien sehr oft zur Schau stellen. Besonders oft kommt dies bei Kindern vor, bei denen an die Nacktheit schon gesellschaftliche Regeln geknüpft sind. Bei dem Kleinkind ist dieser noch unschuldige Exhibitionismus oft eine Trotzreaktion. Wie wir schon gesagt haben, ist das richtige Vorgehen: diese Frage möglichst auszuschalten. Merkt man beim Kinde eine solche Tendenz, soll man es keineswegs bestrafen oder mit Worten ein Schuldbewusstsein in ihm

erwecken. Das richtigste ist, es nicht zu merken, nicht zur Kenntnis zu nehmen. Auf denselben Mechanismus weist es hin, wenn die Kinder „Schweine-reien“ ablauschen und obszöne Worte mit grosser Lust wiederholen und in die Welt schreien. Dieser kindliche Exhibitionismus mit Worten hat keine grosse Bedeutung, man bricht ihm dadurch die Spitze, dass man ihn nicht merkt, nicht zur Kenntnis nimmt und so neutralisiert.

Die gesunde Tendenz des Gärens, in dem die Gesellschaft sich eine neue sexuelle Moral abringt, kommt in dem Erziehungsprinzip zum Ausdruck, welche die sexuelle Frage in der Seele des Kindes möglichst lang neutralisiert. Bisher hat man sie aber auch schon im frühesten Alter als die zentrale Frage eingestellt. Dies tat man, als die Gesellschaft der Männer das Storchmärchen erfand und damit die einfache physiologische Tatsache der Geburt mit Heimlichkeit, mit einem Mysterium umgab. Das tat man, als man die körperliche Nacktheit mit moralischen Begriffen verband und die Menschheit zwang, sich darüber zu schämen, dass sie Kinder erzeugt, auf die Welt bringt, dass sie einen Körper hat. Es gilt als Grundgesetz der Entwicklung der kindlichen Seele, dass sie nicht erfahren soll, was Lüge ist. Sie muss aber auch von denjenigen Lügen verschont bleiben, welche die Eltern unter dem Zwange veralteter und verlogener Konventionen in die Seele des Kindes verpflanzen möchten.

XVI. KAPITEL.

ÜBER DIE ONANIE.

WAS WEDER SÜNDE, NOCH KRANKHEIT IST. — ABGEWÖHNEN
ODER NICHT ZUR KENNTNIS NEHMEN? — DIE SEXUALITÄT DES
ISOLIERTEN KINDES.

Es gibt kaum eine Frage, die den Eltern mehr Sorge bereitete, als die Onanie, die Masturbation.

Es wurde festgestellt, dass die kindliche Onanie schon im Säuglingsalter vorkommt und dass es im Alter von 3—5 Jahren kaum einen Fall gibt, in dem diese Erscheinung nicht zu beobachten wäre. Die Auffassung der Medizin über die Onanie ist nicht einheitlich, die Meinungen gehen sogar stark auseinander.

Das Kindesalter der Vorkriegsgeneration trug noch das Brandmal jener gesellschaftlichen Auffassung, welche diese Erscheinung als „Selbstbefleckung“ bezeichnete. Wir haben noch die verbotenen Lektüren unserer Jugend in lebhafter Erinnerung, die Schriften biederer Aerzte und „Fachmänner“, welche die Gefahren, die während eines ganzen Lebens nie mehr reparablen Folgen der Selbstbefleckung in dunkelsten Farben schilderten.

Diese „aufklärenden“ Bücher berufen sich auf Kant, der von „wollüstiger Selbstschändung“ und „Laster“ schrieb, und auf den berühmten Arzt seiner Zeit: Tissot, den Schöpfer des Wortes „Onanie“. Der Autor eines solchen berühmten und überall verbreiteten Buches, Prälat Kapp, schreibt folgendes:

„So wird denn der innere Mensch immer mehr zur Wüste, in der keine frische Pflanze mehr gedeiht und kein Lebenswasser fließt, sondern nur der dürre Sand vom Wirbelwind aufgejagt wird, um auch die letzten grünen Plätze vollends zu verschütten. Immer wüstere, immer abendteuerlichere Bilder bestürmen die Seele, und allmählich erzeugen sich krankhaft fixe Vorstellungen, da die edleren Kräfte des Geistes: Denk- und Urteilskraft, Gefühl, Wille und Gedächtnis immer mehr abnehmen. Bald tritt eine furchtbare Melancholie ein, ein Lebensverdruss, der an nichts mehr Freude hat, eine Stumpfheit gegen Gesellschaft, Unterhaltung, gegen Kunst, Wissenschaft, Religion und alles Höhere, ein innerer Tod. Dessen Ende ist entweder Wahnsinn oder Selbstmord.“

Unter dem Eindruck solcher Bücher, welche der onanierenden Jugend — gestehen wir es ehrlich: also uns allen — die Rückenmarksschwindsucht und das Verrücktwerden oder den Selbstmord in Aussicht stellten, haben wir uns schlaflose Nächte hindurch abgequält. Wir haben gesagt: „uns allen“, weil die Onanie tatsächlich eine Erscheinung des Kindesalters ist, die keine Ausnahme kennt.

Seither hat diese Frage zu unzähligen Diskussionen Anlass gegeben und heute verfißt schon eine mächtige Literatur die Ansicht, dass die Onanie nicht oder mindestens nicht immer schädlich ist. Man äusserte sogar die Meinung, dass der Ausfall der Onanie in jenem Lebensalter, dessen obligate Erscheinung sie ist, ein Symptom von neurotischer Bedeutung sein kann. Zwischen diesen zwei extre-

men Anschauungen werden also die Eltern, die ihre eigene Kindheit so leicht vergessen, hin und her getrieben. Hätten sie nämlich ihre eigene Kindheit nicht vergessen, dann könnte diese Frage nicht diejenige sein, welche ihnen so viel Sorge und Unruhe bereitet.

Die Eltern erfahren es fast immer, dass sogar dem Säugling das Spielen mit den Genitalien und mit der Mastdarmöffnung eine Lust bereitet. Diese ganz „schuldlose“ Erscheinung ist die erste Phase der kindlichen Onanie.

Dann folgt in der Entwicklung des Kleinkindes eine Zeit, in der es aufhört zu onanieren. Dies kann man damit erklären, dass sein wachsender Interessenkreis durch die Aussenwelt so stark gefesselt wird, dass es sich selbst unwichtig wird. Es bekommt von der Aussenwelt viele und frische Sensationen, so dass es nicht mehr nötig hat, seinen eigenen Körper als Quelle dieser frühen sexuellen Freude zu betrachten. Um das dritte Jahr herum tritt dann die Onanie wieder auf und dauert bis zum 5—7 Jahr. Dann wird sie wieder latent, um aber zur Zeit der Pubertät in neuer Form und mit neuem Inhalt neuerdings aufzutreten.

Die kleinkindliche Onanie hat anfangs eine ganz andere Bedeutung, als in ihrer späteren Erscheinung. Die Onanie ist anfangs normalerweise bloss eine Reizung der Genitalien, die Erwerbung eines Lustgefühls, welches keinen Inhalt hat. Den Inhalt ergeben nämlich die Gedanken, welche an die Ona-

nie geknüpft werden. Die kleinkindliche Onanie hat normalerweise keine derartige Verknüpfung mit der Phantasie, was aber nicht bedeutet, dass sie keine psychische Bedeutung in anderer Richtung hätte. Diese Bedeutung verleiht ihr in erster Reihe und vor allem die Erziehung, welche die Onanie mit einem *Schuldbewusstsein* verbindet. Die Betonung liegt also nicht auf der Onanie selbst, sondern auf dem Schuldbewusstsein, das an sie geknüpft wird und ein Produkt der Erziehung ist. W. Stekel war einer der ersten, der feststellte, dass nur jene Onanie schädlich ist, zu der sich ein Schuldbewusstsein anschliesst. Ein grosser Teil der Eltern brachte aus ihrer Kindheit bloss die Erinnerung an dieses Schuldbewusstsein mit. In unserem Kindesalter herrschte ja noch die Auffassung, dass die Onanie eine unsittliche und zugleich eine die Gesundheit schwer schädigende Manipulation ist. Dieses Schuldbewusstsein ihrer Kindheit hängen die Eltern ihrem Kinde an, wenn sie um es herum die „pfui-pfui-Zone“ errichten — wie Max-Hodann es sagt — und bestrebt sind, das Kind entweder moralisch von der Onanie abzuschrecken, oder ihm durch den Onkel Doktor schwere Krankheiten als Folgen der „Selbstbefleckung“ in Aussicht stellen lassen. Das Kind hört diese moralischen Ermahnungen und ärztliche Drohungen an und — onaniert weiter. So entstehen um die Onanie die zwei Krankheitsquellen. Die eine ist das Gefühl, welches in der Seele des Kindes durch die Einstellung entsteht, dass es sich unter einem Zwang befinde, dem

es nicht entraten kann; die zweite: das an diesen Zwang sich knüpfende schwere Schuldbewusstsein und Angstgefühl. Der Zwang steigert in diesem Sinne das Minderwertigkeitsgefühl des Kindes noch mehr und führt es in ihm ad absurdum, dass es sich nicht beherrschen kann und so unrettbar „der Sklave seiner Leidenschaft ist“.

Zum Schuldbewusstsein kommt die schwere Angst des Kindes hinzu, dass es gerade auf dem Gebiet der Genitalien mit einem Schaden behaftet ist.

Das Onanie-Spiel des Säuglings ist eine allgemeine Erscheinung, der eine allzugrosse Bedeutung nicht zugeschrieben werden darf. Am wenigsten können Methoden gebilligt werden, wie z. B. die, die Hände des Kindes zu fesseln. Dass der Körper des Säuglings völlig frei bleibe, ist so wichtig, dass wir keiner Methode der Vorbeugung das Wort sprechen dürfen, die dem Säugling geschlossene Kleidungsstücke aufzwingt. Im Allgemeinen kann man sich ruhig auf den Standpunkt stellen: es gibt nichts zu verhüten. Die um das dritte Lebensjahr auftretende Onanie verdient auch vom praktischen Gesichtspunkt schon mehr Beachtung. Wenn es in der Frage, ob die Onanie schädlich ist oder nicht, ob sie eine Aberration einzelner Kinder oder eine regelmässig auftretende Erscheinung ist, auch Meinungsverschiedenheiten gibt, darin, dass das an die Onanie geknüpfte Schuldbewusstsein schädliche Folgen haben kann, gibt es keine. Dieses Schuldbewusstsein kann man natürlich nicht völlig ausschalten, man kann ihm

aber die Spitze brechen, man kann es mildern. Die Eltern und Erzieher sollen die Onanie nicht dadurch bekämpfen, dass sie sie als eine Sünde, eine schändliche Unsittlichkeit oder eine schwere körperliche Folge nach sich ziehendes Übel hinstellen. Ohne es kommentieren zu müssen, ist es richtig, das Kind daran zu gewöhnen, dass es im Bette seine Hände ausserhalb der Decke hält, was natürlich keineswegs bedeutet, dass damit seine Lust zu onanieren vergangen ist. Die Erfahrung zeigt, dass die Onanie, wenn schon einmal vorhanden, bei einer gleichmässig ruhigen und liebevollen Behandlungsweise von selbst aufhört, ohne ein Brandmal in der Seele des Kindes hinterlassen. Man beobachtet auch sehr oft, dass Kinder in depressiver Stimmung in gesteigertem Maße onanieren. Sie wollen sich durch die Onanie von der Depression befreien. Der Onanie folgt wiederum ein Schuldbewusstsein und dieses ruft neuerdings eine Depression hervor und diese treibt das Kind wieder zur Onanie. Dies ist der „Hexenkreis“ (Künkel), der sich der kindlichen Neurose anzugesellen pflegt. Diese Erkenntnis lässt die Erklärung annehmbar erscheinen, dass das an die Onanie geknüpfte Schuldbewusstsein dem Kinde die Onanie sucht nicht abgewöhnt, sondern sie im Gegenteil hochsteigert.

Es muss als eine interessante, diese Frage beleuchtende Tatsache erwähnt werden, dass die Onanie bei den primitiven Völkern nicht nur allgemein üblich, sondern ein von erwachsenen Männern ge-

meinsam ausgeführtes religiöses Zeremoniell ist. Es fehlt hier nicht nur das Schuldbewusstsein, sondern sie stellt über die Sexualität hinaus noch eine religiöse Form dar. Es ist nicht schwer, zwischen dem Leben der primitiven Völkern und den Erfahrungen der Kinderspsychologie unseren vernünftigen Mittelweg zu finden, welcher zwar in der Onanie nicht eine Sünde sieht und sie nicht als unbedingt schädlich betrachtet, aber auf alle Fälle darauf achtet, dass sie es auch nicht wird und aus ihr nicht eine Neurose entsteht, die in diesem Symptom ihren Ausdruck findet. Wie wir schon gesagt haben, ist dies dadurch erreichbar, dass wir die Onanie nicht zu einem Problem werden lassen, sie nicht merken, über sie nicht reden und am wenigsten eine tragische Geschichte aus ihr machen.

Dies ist aber nur ein Negativum, das nur dann einen Erfolg hat, wenn die Entwicklung des Kindes mit einer ruhigen, verständnisvollen Liebe begleitet wird, welche — einfach gesagt — es ihm überflüssig macht, in der Onanie eine ständige Lustquelle zu sehen.

In diesem Zusammenhang muss auch auf die Adlersche Auffassung hingewiesen werden, dass die Onanie zugleich — eine Abwendung von der Gemeinschaft bedeute. Sie drückt eigentlich aus: „ich bin nicht auf euch angewiesen, ich kann mir selber Lust verschaffen“. In diesem Sinne gehört das regelmässig onanisierende Kind zum Typ der isolierten Kinder und so ist die Onanie ein Symptom eines

generellen Erziehungsfehlers. Das kleine Kind, das sich auf gesunde Weise in die Gemeinschaft einfügt, verzichtet auf sie ohne Emotion, weil es sie nicht nötig hat. Es ist auch selbstverständlich, dass das eine Kind das andere zur Onanie verleitet. Dies bedeutet schon einen neuen Begriff: das Geheimnis und mit dem Geheimnis ein Bündnis gegen die Erwachsenen. Alle diese kindlichen Geheimbünde haben ihre sexuelle Bedeutung. Sie haben aber zugleich eine gewisse Verschwörungstendenz gegen die Erwachsenen. Es folgt auch hier logisch, dass hinter diesen geheimen Spielen und Bündnissen auch ein Protest gegen die Machtstellung der Erwachsenen steckt, was auch dadurch erwiesen wird, dass die strenge Erziehung — nach unseren Erfahrungen — ein intensiveres Onanieren hervorruft.

Aus alldem folgt, dass es im Leben des Kindes kein besonderes Onanieproblem gibt. Die Einheit, die sich in der Seele des Kindes unter gesunden Verhältnissen offenbart, wenn das Erziehungssystem den ewigen Gegensatz zwischen Erwachsene und Kinder auf ein Minimum verringert, löst auch diese Frage oder richtiger: auch diese Frage wird, wie alle übrigen, ihre spontane Lösung finden.

Die Onanie kann natürlich auch ein Symptom einer schweren kindlichen Neurose sein. Aber auch dann ist es bloß ein Symptom, hinter welchem tiefere Gründe stecken. Im allgemeinen ist aber die kindliche Onanie nicht einmal ein Symptom, und so ist die richtige Lösung, sie für das Kind nicht zum

Problem zu machen. Für uns soll sie ein Aviso sein: das Kind erwartet noch mehr Liebe, noch mehr Verständnis von uns und vor allem die Ermutigung, dass es die Quellen seiner Lebenslust auch innerhalb der Sozietät auffinden könne.

XVII. KAPITEL.

DIE KINDERGEMEINSCHAFT.

WIE NOCH UNSERE GROSSMÜTTER ERZOGEN HABEN. — DIE BEDEUTUNG DER KINDERGEMEINSCHAFTEN. — AUCH UNGESCHICKTE KINDER GIBT ES NICHT! — SOZIALE FRAGEN IN DER GESELLSCHAFT DER KINDER.

Man bekommt oft zu hören: meine Grossmutter hat acht Kinder gehabt, hat allein einen grossen Haushalt versorgt und hat alle ihre Kinder doch zu braven Menschen erzogen, trotzdem sie niemand gelehrt hat, Kinder „psychologisch“ zu erziehen.

Wirklich wahr! Unsere Grossmütter, die Kinder in Fülle zu erziehen hatten, erwiesen sich als bessere Erzieher, als die heutigen Mütter im allgemeinen oder wenigstens erinnern wir uns so an sie und an die glückliche Zeit der Grossmütter. Wir können uns aber mit dieser Erinnerung nicht begnügen, sondern müssen bestrebt sein zu untersuchen: wenn dem so war, wo liegt der Grund dafür? Die Lösung ergibt sich in einer fast zahlenmässigen Formel. Auf ein Kind fiel damals Einsechstel oder bloss Einachtel Erziehungsenergie, je nach dem, wieviele Kinder es im Hause gab. Heute ist die Lage die,

dass die Kinder nicht das schlimm oder dumm macht, dass man sie nicht erzieht, sondern gerade entgegengesetzt, dass sie zu sehr erzogen werden, dass man ihnen keine Gelegenheit gibt, ihre kleinen Erfahrungen aus eigener Kraft zu sammeln. Das heutige Kind ist eine zu wichtige Persönlichkeit, zu sehr der Mittelpunkt und so neigt es zu sehr dazu, seinen Platz in der Gemeinschaft mit Scheinerfolgen sichern zu wollen. Die einstigen Kinder der einstigen Grossmütter hatten mehr Gelegenheit gehabt, Kinder zu sein, hatten eher die Möglichkeit, sich selbst zu erziehen, weil sie weniger erzogen wurden. Und noch etwas. Die Kinder der Grossmütter sind vor allem in einer kleinen Kindergemeinschaft aufgewachsen. Wie Orgelpfeifen wuchsen die Kinder des alten Hauses nebeneinander auf und diese Kindergesellschaft bildete eine geschlossene, grossartige Welt.

Betrachten wir aber nun diese Frage von einer anderen, ernsteren Seite. Wir haben die traurige Lage des einzigen Kindes und den erbitterten Konkurrenzkampf der Geschwister gesehen. Dieser Kampf wird in erster Reihe in der „Erwachsene — Kind“-Relation ausgetragen. Das Ältere der Geschwister sieht sich dem Jüngeren gegenüber als Repräsentanten der Erwachsenen an und das Jüngere ist ganz natürlich nicht gewillt, diese Position anzuerkennen. Die Kinder der alten Häuser bildeten eine Welt für sich, in der die Möglichkeit gegeben war, das Maß des Geltungskampfes mit dem Maßstab dieser kleinen kindlichen Welt zu messen. Sie konkur-

rierten untereinander und diese Konkurrenz hat auch ihren innern Inhalt gehabt. Die grosse Zahl der Kinder hat es mit sich gebracht, dass die Mutter, die meistens die schweren Sorgen eines grossen Haushaltes zu tragen hatte, sich wenig um die kleinen Probleme ihrer Kinder kümmern konnte und die Hausordnung erforderte auch, dass die Kinder sich an der Arbeit in dem Masse, wie nur möglich, beteiligen, zumindest aber ihre eigenen Angelegenheiten selbst erledigen. In einem solchen mit Kindern reichlich gesegneten Hause durfte man z. B. die Schwierigkeiten beim Essen garnicht oder kaum kennen. Man hat aber auch keine Zeit gehabt, sich um alle geringfügigen Schwierigkeiten des Kindes zu kümmern und so war es für das Kind auch psychisch nicht rentabel, diese Schwierigkeiten zu produzieren. Es ist ganz gewiss, dass schon rein technisch mehr Strenge dazu gehörte, ein solches Kinderheer in Ordnung zu halten. Diese Strenge verteilte sich aber unter mehreren Kindern und äusserte sich eher als die innere Ordnung eines rastlosen Haushaltes, denn Mangel an Liebe. Diese einstigen Kinder, wenn sie auch das Bedürfnis nach mehr Mutterliebe empfanden, haben in der Kindergemeinschaft alles andere reichlich gefunden. Sie konnten das Gefühl haben, dass sie nicht in allem und ausschliesslich auf die Mutter angewiesen sind, weil sie durch das innere Leben des Vielkinderhauses schon früh zur Selbständigkeit gezwungen wurden.

Es ist sicher, dass es auch bei diesem einstigen

Vielkindersystem reichlich Erziehungsfehler gab und der Druck der väterlichen Autorität besonders schwer empfunden wurde. Für uns bedeutet aber diese glückliche rekonstruierende Ordnung der alten Welt eine wertvolle Erkenntnis, und zwar die, dass diesen grossartigen positiven Wert der alten Ordnung, nämlich die Kindergemeinschaft, unser System auch nicht entbehren kann. Diese Kindergemeinschaft wurde in erster Reihe durch die Familie gebildet. Wir müssen für unsere Kinder auch eine solche Gemeinschaft schaffen. Wir möchten fast sagen, dass die Erwachsenen keine gute Gesellschaft für die Kinder sind. Es gibt keine sorgsame Mutter, möge sie sich noch so viel mit ihrem Kinde beschäftigen, mit der das Kind „gesellschaftlich“ so gut verkehren könnte, wie mit seinen kleinen Kameraden. Hiemit kann nicht früh genug angefangen werden. Das noch kaum trippelnde Kind gehört schon in die Kindergemeinschaft, nach dem zweiten Jahr ist aber das Kind schon unbedingt geeignet, in eine Kindergemeinschaft, in einen Kindergarten zu kommen.

Dem wird von zwei Seiten widersprochen. Der erste Einwand ist, dass solche Kindergemeinschaften die Verbreiterinnen von Infektionskrankheiten sind. Wir besitzen keine genaue Statistik, wie weit diese Einstellung den Tatsachen entspricht. Im allgemeinen lässt sich aber feststellen, dass bei den Kindergärten besuchenden Kindern nicht mehr Infektionskrankheiten vorkommen, als bei den daheim sitzenden. Wenn man aber auch annehmen kann, dass solche

Kindergemeinschaften zur Verbreitung von Infektionen eher geeignet sind, ist es andererseits ein ernstes ärztliches Argument, dass die zu Hause erzogenen, also verzärtelten, ängstlich gehüteten Kinder eine geringere Widerstandsfähigkeit besitzen, als diejenigen, die in der Gemeinschaft abgehärtet wurden. Nicht zweifelhaft ist aber, dass das isoliert, ohne Kindergemeinschaft erzogene Kind später mit soviel seelischen Mankos, für die Gemeinschaft so unvorbereitet, Insulten gegenüber so schutzlos unter Kinder kommt, dass diese Gewissheit die Eventualität aufwiegt, es könnte irgendeine Krankheit bekommen; eine Eventualität, die doch nicht vermieden werden kann.

Der zweite Einwand ist: die Eltern haben keinen Einfluss darauf, wessen Kinder die Kameraden ihres Lieblings werden. Sehr oft machen wir die Erfahrung, dass die Eltern die gesellschaftlichen Gegensätze in erhöhtem Masse berücksichtigen, wenn es sich um ihr Kind handelt. Diesen Einwand hören wir in den meisten Fällen auch gegen die staatlichen und städtischen Kindergärten.

In Wirklichkeit gibt es diesen „Klassenstolz“ für Kinder überhaupt nicht und es soll ihn auch nicht geben. Die „Herrschaftskinder“ beneiden im allgemeinen die „Proletenkinder“, weil diese eine grössere Freiheit geniessen und vor allem sich um ihre Kleider und um die Reinlichkeit nicht so sehr zu kümmern brauchen. Dies ist letzten Endes nicht einmal so arg, es wäre doch wirklich wünschenswert,

unsere Kinder so einfach zu kleiden, dass sie während des Spielens auf ihre Kleider nicht übermässig Rücksicht nehmen müssten. Unsere Erfahrung zeigt, dass die Kinder im 2—3. Lebensjahr einander schon sehr gut verstehen. Der Erziehungsfehler kommt eben dann zum Ausdruck, wenn das kleine Kind das Gefühl hat, besser und wertvoller zu sein, als die anderen, weil es ein besseres Kleid hat, feineres Frühstück mitbringt, vom „Fräulein“ nach Hause geführt oder etwa mit einem Auto abgeholt wird. Die grossartige erzieherische Kraft der Gemeinschaft besteht eben darin, dass sie die Kinder auf die gleiche Ebene stellt und ermöglicht, dass sie mit den gleichen Mitteln — sie alle sind doch Kinder — einen gleichen Kampf um die Geltung ihres kleinen Lebens kämpfen. Das Gesetz des Lebens ist, dass ein jedes, auch das kleinste Kind, zur Geltung gelangen will. Die Kindergemeinschaft kann für dieses Geltungsstreben nur den gesunden und nützlichen Weg vorzeichnen. Es hängt natürlich sehr viel davon ab, wie diese Gemeinschaft ist. Das alte Kindergartensystem, welches sich das billige Mittel der Eltern-eroberung: Hersagen von Verschen, individuelle Produktionen usw. wählte, hat völlig versagt. Wir stehen auch jener elterlichen Eitelkeit, welche die Kinder ständig „sich produzieren“ lässt, scharf gegenüber. Das Kind soll keine Gedichte hersagen, soll dem Gast nicht gleich als erhoffter Träger kommenden Welterfolge vorgestellt werden, weil es einen banalen Schlager nachsingen oder etwas ähnliches

kann. Die Kindergemeinschaft, welche diese Eitelkeit der Eltern zu befriedigen sucht, ist natürlich für die Entwicklung des Kindes nicht die richtigste, sie ist aber noch immer eine Gemeinschaft und noch immer ein erzieherischer Faktor. Ein ebenso verfehltes System repräsentieren die Kindergemeinschaften, welche sich das Erlernen von Sprachen als Aufgabe gestellt haben. Die Gemeinschaft soll bloss eine Gemeinschaft sein, ein Rahmen für die Befriedigung der Bedürfnisse des kindlichen Lebens, worunter wir verstehen, dass sie eine volle und reale Lebensform bieten soll. Am nützlichsten sind Gemeinschaften, welche das Leben des Kindes vom Morgen bis zum Abend umfassen. Das wertvollste System unter diesen Gemeinschaften bilden solche, die zugleich Arbeitsgemeinschaften sind. Dies bedeutet, dass die Kinder alle Arbeiten, welche zur Erhaltung der Gemeinschaft erforderlich sind, in weitgehendstem Masse selber zur versorgen haben: Staub wischen, Instandhaltung von Gegenständen, Vorbereitung zu den Mahlzeiten usw. soll alles ihre Aufgabe bilden. Die Erörterung der verschiedenen Kindergartensysteme — Fröbel, Montessori — gehört nicht in den Rahmen unseres Buches; wir begnügen uns hier nur mit der Feststellung, dass das Kind nur Kindergärten besuchen soll, welche für das Leben der Kindergemeinschaft einen freien Rahmen bieten und es nicht in die Fesseln eines starren — wenn auch noch so modernen — autoritären Systems oder pädagogischen Dogmas hineinzwingen.

In den Rahmen der Kindergemeinschaften fügt sich auch die Frage der körperlichen Erziehung des Kindes. Die Empfindung der Ohnmacht kommt dem kleinen Kind in erster Reihe und vor allem auf körperlichem Gebiet zum Bewusstsein. Es handelt sich nicht darum, dass die Erwachsenen klüger sind, oder mehr wissen. Wir haben doch schon darauf hingewiesen, dass die prälogische Welt des Kindes bunter und reicher ist, als das Denken der Erwachsenen, das sich der harten Logik anpasst. Es handelt sich vielmehr darum, dass die Erwachsenen — stärker und geschickter sind. Die körperliche Kraft, die körperliche Gewandtheit ist der höchste Wunsch aller kleinen Kinder und dies kann man nicht ausser Acht lassen. Das Kind findet an seinem Körper eine Freude, bzw. nicht nur in dem Sinne, dass ihm sein Körper Lustgefühle gewährt, die von einer anderen Person unabhängig sind — das nennt die Psychologie: Autoerotismus —, sondern auch dadurch, dass die freie Bewegung des Körpers eine Befriedigungsform des Kindes sein kann. Man soll nur den Säugling beobachten, wie er mit den Füßen strampelt, wie er mit den Armen fuchtelt, was für eine Freude die Bewegung ihm bereitet. Diese Erscheinung, die von Karl Bühler, dem grossen Beobachter der psychischen Funktionen des Kindes „Funktionslust“ genannt wird, äussert sich auch schon beim Säugling, um eine immer mehr Glück bringende Fortsetzung in dem munteren Herumspringen und Hüpfen des Kindes zu finden. Als wollte das Kind mit dieser ständi-

gen Ruhelosigkeit seine eigene körperliche Ohnmacht überwinden. Dies führt auch zum Spiel und durch das Spiel zum Sport über. Es macht gar nichts, wenn das Kind lebhaft ist, wenn es ständig springt und hüpfet, — wir müssen aber sofort merken, wenn es körperlich faul, ungeschickt und schwerfällig ist. Das ist nicht bloss eine Frage des Temperaments, ob schon natürlich auch das. Auch für das Kind von stillem Temperament gilt die Erkenntnis, dass es sein Selbstvertrauen verloren hat und nicht das Maß an körperlicher Gewandtheit besitzt, das sich Kinder unter normalen Verhältnissen bald erwerben. Auch das ist ein Gebiet der Erwerbung von Erfahrungen und wirklich nicht weniger wichtig, als das geistige Gebiet. Das Hersagen eines Versagens bereitet für das Kind bei weitem keine solche Freude, wie wenn es den Ball geschickt auffangen kann. Unsere Erfahrung zeigt, dass die körperliche Kraft und Gewandtheit für das Kind unendlich wichtige Fragen sind und weil es in seiner kindlichen Ohnmacht sowieso unbeholfen ist, empfindet es alle Schlappen, die es auf diesem Gebiet erleidet, mit erhöhter Erbitterung. Den Anfang der kindlichen Mutlosigkeit bildet sehr oft ein winziges körperliches Versagen, das der Erwachsene vielleicht überhaupt nicht bemerkt hat. Nicht nur dadurch kann ein Kind entmutigt werden, dass man es mit seinen Fragen überlegen abweist: „du bist dazu noch zu klein“, sondern vor allem auch dadurch, dass man es für ungeschickt erklärt. Auch von gütigen, besorgten Eltern hören

wir oft gütvolle, in der Seele des Kindes doch tiefbittere Spuren hinterlassende Bemerkungen: „Du kleines Dromedar . . . Du hast zwei linke Hände, Füße u. s. w.“ Das alles sind Bemerkungen, welche das sowieso schwache Selbstvertrauen des Kindes sehr rasch erschüttern.

Hierher gehört auch die Frage der Linkshändigkeit. Es bedeutet für das Kind letzten Endes keine positionelle Schwäche, dass es linkshändig ist. Dazu wächst es sich aber in unserer Gesellschaft aus, in der die rechte Hand die stärkere ist. Es ist möglich, dass dies organische Ursachen hat. Wahrscheinlich ist es jedoch nicht, da doch die meisten Menschen tatsächlich geborene Linkshänder sind. Die eine Erklärung ist, dass der Urmensch seine linke Hand im Kampfe schützend über das Herz hielt und die Rechtshändigkeit daraus entstand. Die primitiven Völker tragen und halten den Schild auch heute mit dem linken Arm vor sich. Das amerikanische Schulsystem verzichtet nicht mehr auf den Vorteil, beide Hände gleich stark auszubilden, was tatsächlich nur eine Frage des Trainings ist. In unserer Gesellschaft jedoch verhält es sich so, dass das linkshändige Kind sich minderwertiger, fast gebrandmarkt fühlt und dies führt nun oft zur Isolierung, zur Vereinsamung.

Es ist also wichtig, in der Entwicklung des Kindes schon vom Turnen im Säuglingsalter angefangen besonders darauf zu achten, dass es über seinen Körper in möglichst vollem Maße verfügen könne, was man einfach Geschicklichkeit nennen kann. Dies ist

im frühen Kindesalter, vielleicht aber auch später, ein ebenso wichtiger Teil der Erziehung, wie die Frage der geistigen Entwicklung. Nun hat das Kind tatsächlich nur in einer Kindergesellschaft Gelegenheit dazu, sich mit anderen zu messen, mit entsprechender Ermutigung den Kampf aufzunehmen, aber auch dazu, die Lust, die ihm die Bewegung des Körpers und das damit verbundene Spiel bereitet, intensiver zu erleben. Es genügt also nicht, das Kind in eine Kindergemeinschaft zu bringen. Diese Kindergemeinschaft hat, besonders was die körperliche Erziehung anbelangt, sehr wichtige Aufgaben zu lösen. Man soll für sein Kind die Gemeinschaften aussuchen, in denen eine geschickte Pädagogik auch die körperliche Entwicklung der Kinder fördert. Ein geschicktes Kind ist nie isoliert! Das Kind von guten geistigen Fähigkeiten kann zurückgezogen, verschlossen, freundschafts- und gemeinschaftsunfähig sein. Ein geschicktes Kind fühlt sich dagegen in der Gemeinschaft wohl, es ist bestrebt, sich in sie einzufügen und in ihr die Befriedigung seines Geltungsstrebens zu suchen. Im ersten Satz unseres Buches hätten wir richtig auch sagen müssen: „es gibt kein ungeschicktes Kind“, weil das ebenso wichtig ist, wie dass es keine schlimmen und dummen Kinder gibt. Jedes Kind, um das man sich kümmert und dem man mit Ermutigung beisteht, erwirbt sich die normale Geschicklichkeit, mit der es sich schon behaupten kann. Wenn wir von Kindergemeinschaften sprechen und ihre Notwendigkeit betonen, schwebt

uns auch der Gedanke vor, dass diese die Möglichkeit und den Rahmen dazu bieten, dass das Kind auch über die Fähigkeiten seines Körpers die Herrschaft erlange.

XVIII. KAPITEL.

KINDER GESCHIEDENER ELTERN.

SICH SCHEIDEN LASSEN ODER ZUSAMMENBLEIBEN UM DES KINDES WILLEN? — DIE „NEUE“ MAMA UND DER „NEUE“ PAPA. — DIE STIEFELTERN. — DAS UNEHELICHE KIND. — DER TOD DER ELTERN.

Die immer grösser werdende Zahl der Scheidungen hat auch aus dem Geschick des Kindes geschiedener Eltern ein praktisches Erziehungsproblem gemacht. Wir dürfen diese vielerörterte Frage nicht ausser Acht lassen. Wir können es umsoweniger tun, da eine andere Frage in dieses Kapitel mündet, welche im Laufe der meisten Ehen, in denen es Kinder gibt, wenigstens in theoretischer Form aufgeworfen wird, wenn es auch zu keiner Scheidung kommt. Diese Frage ist: sollen sich die Eltern scheiden lassen oder ist es besser, wenn sie im Interesse des Kindes doch zusammenbleiben?

Wir können zu dieser Frage ausschliesslich vom Standpunkt des Kindes Stellung nehmen. Ein jeder trägt die Verantwortung für seine Taten selbst, wir können also zum Problem der Eltern nicht Stellung nehmen. Ein jeder hat das Recht zum Leben, zum Glück und ein jeder bestimmt den Weg und die Mittel dazu selbst.

Wir glauben nicht, dass die Ehepartner sich tatsächlich nur darum nicht scheiden, weil sie auf das Kind Rücksicht nehmen. Die Erfahrung zeigt, dass es sich hier um eine getarnte Überwälzung der Verantwortung, also darum handelt, dass die Ehepartner sich ein wenig auf die Märtyrerrolle einstellen. Sie lassen es so erscheinen, dass sie ihr Leben opfern, die Fesseln einer schlechten Ehe tragen und alles das um des Kindes willen.

Nun, das Kind kann ein solches Opfer nicht verlangen. Was aber noch wichtiger ist: ein solches Opfer ist für das Kind auch nicht nützlich. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie schwer die Lage des Kindes ist, dessen Eltern nicht in einer harmonischen Ehe leben. Das Kind kann nicht neutral bleiben, die Eltern sind es selbst, die es zu ihrer eigenen Partei bekehren wollen. Für die schlechte Ehe ist immer — der andere Partner verantwortlich, es ist also das Bestreben beider Partner verständlich, vor dem Kind schuldlos erscheinen zu wollen. Ein jeder Elternteil wendet seine eigenen Waffen an, um die Parteinahme des Kindes für sich zu sichern und in diesem Kampfe geht letzten Endes das Kind zugrunde, welches die Situation auch dann zu einer Stellungnahme zwingen würde, wenn die Eltern sich ihm gegenüber passiv verhalten würden. Da nun ein schlechtes Eheleben keinen gesunden Rahmen für die seelische Entwicklung des Kindes bilden kann, ist die Einstellung, dass die Ehepartner sich ausschliesslich um des Kindes willen nicht scheiden,

eben von jenem Gesichtspunkte aus angreifbar, der das Interesse des Kindes vor Augen hält.

Dies bedeutet aber bei weitem nicht, dass das Kind die Ehepartner nicht über Gegensätze hinweghilft, welche eventuell — hätten sie kein Kind — zur Scheidung führten. Das Kind bringt die Ehepartner tatsächlich einander näher, bricht die Spitze vieler Gegensätze und verantwortliche Eltern denken bei ihren Entscheidungen natürlich auch an das Kind. Dies kann aber nicht bedeuten, dass der Vater oder die Mutter das Gefühl haben kann, sich geopfert zu haben, indem sie sich nur darum nicht scheiden lassen, weil sie auf das Schicksal des Kindes Rücksicht nehmen. Die Analysen haben übrigens klar aufgedeckt, dass diese Einstellung nicht wahr ist. Sie ist nur eine Rechtfertigung der Eltern vor sich selbst für andere Gründe des Zusammenbleibens, die sie nicht bewusst machen wollen.

Damit wollten wir nicht sagen, dass die Scheidung der Eltern für das Kind eine vorteilhafte Lage schafft. Es wäre schwer zu entscheiden, was schlimmer ist: in einer durch eine schlechte Ehe zerrütteten Familie zu leben oder das Kind geschiedener Eltern zu sein. In beiden Fällen schafft eine dritte Möglichkeit die Lösung: das Wechseln der Umgebung. Bei einer Ehescheidung kommt das Kind nur selten heil davon. Sie wirkt wie eine Amputation und muss auch so aufgefasst werden, denn es ist nicht zu vermeiden, dass ein Stück des Lebens des Kindes dabei in Brüche geht. Das Kind gelangt unbedingt zu einem

Standpunkt, welcher für den einen oder den anderen Ehepartner eine nachteilige Einstellung bedeutet. Es ist für denjenigen Partner schwer, sehr schwer, bei dem das Kind erzogen wird, unparteilich zu bleiben. Letzten Endes muss er eine Erklärung geben und diese kann für ihn doch nicht nachteilig sein. Er will sich die Liebe des Kindes um jeden Preis erhalten, ist sie doch vielleicht das einzige, was ihm aus der schlechten Ehe als Entschädigung, als teurer Schatz übrigblieb. Und wenn er noch so unparteilich ist und sich noch so ehrlich bemüht, die Liebe zum anderen Ehepartner im Kinde aufrechtzuerhalten, oder wenigstens nicht zu schädigen, tatsächlich ist er in der schlechteren Position, in der schwierigeren Lage. Neben den Sorgen des täglichen Lebens ist der geschiedene Ehepartner nicht immer imstande, die Heiterkeit um sich zu strahlen, die das Maß der Liebe ist. Die kleinen Probleme des Alltags bedeuten auch Entzug von Liebe, Schwierigkeiten, die, wenn sie noch so unbedeutend erscheinen, das Kind und den Ehepartner, der es erzieht, doch einander gegenüberstellen. Alles empfindet das Kind letzten Endes so, wie seine Interessen es bedingen und macht den Ehepartner verantwortlich, der mit ihm geblieben ist, auf den es seine Gefühle übertragen kann. Derjenige, der wegging, ist für seinen Alltag nicht erhalten geblieben, die kleinen Sorgen und Klagen seines kleinen, aufgepeitschten Lebens schüttet es auf den aus, mit dem es zusammen lebt.

Der andere Ehepartner hat eine leichte Position. Sind doch die Stunden oder die Nachmittage, die er mit seinem Kinde verbringt: feierliche Stunden und es ist leicht, einige Stunden oder einen Nachmittag hindurch heiter zu sein, es ist leicht, nur Liebe auszustrahlen, wozu noch die kleinen Geschenke solcher Zusammenkünfte, die Konditorei, die gemeinsamen Spaziergänge u. dgl. hinzukommen. Das Kind sieht den anderen geschiedenen Partner natürlich nur im Lichte dieser gelegentlichen Zusammenkünfte und stellt sich leicht auf dessen Partei. Zu der Kompliziertheit dieser Frage kann noch hinzukommen, dass das bei der Mutter verbliebene Kind in sehr vielen Fällen auch in eine materiell veränderte Lage kommt und das Kind sehr schwer auf die Bequemlichkeiten des gewohnten Lebensniveaus, welche ihm die alte Lebensweise gewährte, verzichtet. Ein solches Kind passt mit erhöhter Empfindlichkeit auf alles auf und fällt in seinem Inneren ein Urteil. Das Kind geschiedener Eltern ist kein gerechter Richter, weil die schweren Probleme, welche eine Ehe zerstören, ihm noch fernliegen.

Letzten Endes ist auch die beste Lösung schlecht. Man predigt umsonst, dass der geschiedene Partner die Liebe zum anderen Partner im Kinde voll bewahren soll, das Kind hat das Gefühl, dass sein Leben zerbrach und dafür jemand verantwortlich ist. Es dient allerdings den Interessen des Kindes und wird in der schwierigen Situation auch eine grosse Hilfe bedeuten, wenn der Partner, bei dem

das Kind blieb, mit einer menschlich eben noch möglichen Neutralität versucht, die Liebe zum anderen Partner im Kinde zu erhalten. Es hängt sehr viel davon ab, wie alt das Kind war, als die Eltern sich geschieden haben und was für einen Milieuwechsel dies mit sich brachte. Da die Scheidung notwendigerweise auch mit einer äusseren Veränderung im Leben des Kindes einhergeht, sollten die Eltern bestrebt sein, diese dem Kind annehmbar zu machen und statt Tuscheln, Geheimtueri dem Kind eine seinem Alter angemessene, allerweitgehendste Erklärung zu geben. Wir könnten fast sagen, dass die geschiedenen Eltern ihrem Kinde eine Erklärung schuldig sind und diese ihm nicht verweigern dürfen.

Die Frage wird noch komplizierter, wenn einer der geschiedenen Partner wieder heiratet. Daraus können sich für das Kind die schwierigsten Situationen ergeben. Heiratet die Mutter, die das Kind weitererzieht, dann bekommt es einen neuen Vater oder im anderen Falle eine neue Mutter. Es können aber auch neue Geschwister geboren werden, die in einer vorteilhafteren Lage sind. Das Kind geschiedener Eltern erlitt schon von vornherein eine schwere Erschütterung und so vergleicht es seine eigene Lage mit derjenigen anderer Kinder auch in den kleinsten Fragen mit einer gesteigerten Empfindlichkeit. Nur die grösste Liebe kann den ständigen bitteren Argwohn eines solchen Kindes: es werde immer zurückgedrängt, unterdrückt, entwaffnen. Neben der grossen Liebe, die ein solches Kind bedarf, ist es viel-

leicht ebenso wichtig, es über seine Lage nicht zu täuschen. Der neue Vater soll sich nicht Papa nennen, weil er dazu keinerlei Anrecht hat und noch weniger soll er diese Rolle spielen. Dasselbe gilt auch für die neue Mutter. Sie soll sich Tante nennen oder ganz einfach mit dem Vornamen ansprechen lassen, davon abgesehen aber soll sie durch ihr Verhalten die Mutter ersetzen. Diese Auffassung halten wir auch dann aufrecht, wenn die Scheidung und neue Eheschliessung so früh erfolgte, dass das Kind dieses grosse Ereignis noch gar nicht auffassen konnte. Es leben im Kinde in lebendiger Wirklichkeit Dinge, von denen wir glauben, dass es sie gar nicht kennt. Bewahren wir das Kind vor einer späteren grossen Tragödie, die unbedingt erfolgt, wenn es die Wahrheit erfährt.

In der Seele eines jeden Kindes kann der Gedanke auftauchen: „Ihr seid garnicht meine wirklichen Eltern, ich bin nur ein Stiefkind.“ Wie oft packt es seine kleinen Sachen zusammen, um auf die Wanderschaft oder wenigstens doch zu einem fixen Punkt seines Lebens: zu den Grosseltern zu gehen. Dies ist eine sehr bittere Prüfung für das Kind. Und nun stellen wir uns die innere Welt des Kindes vor, das wirklich von Stiefeltern erzogen wird oder dessen Vater oder Mutter ein zweites Mal geheiratet hat. Wir machen uns die Märchenfigur des Stiefvaters oder der Stiefmutter durchaus nicht zu eigen. Unsere Erfahrung zeigt, dass die Stiefmütter im allgemeinen die Kinder, die nicht aus ihrem Blute sind,

mit mehr Sorgfalt und Umsicht erziehen, weil sie wissen, dass all ihr Tun und Walten strenger kontrolliert wird und das man mit dem Urteil leicht fertig ist: „Sie ist ja doch nur eine Stiefmutter.“ Aber alles ist umsonst. Das Kind wird entweder durch die Nachbarn oder bloss durch ein belauschtes Wort argwöhnisch und der Verdacht — tötet. Er kann die kindliche Liebe töten, die in einer klaren Situation restlos und vorbehaltlos der Stiefmutter oder dem Stiefvater zuströmen würde, die sich damit begnügen, ohne jegliche elterliche Rolle zu betonen oder zu markieren, ein Freund und nur ein Freund des Kindes zu sein. In diesen Fällen sind wir unbedingt dafür, dass die Stiefeltern sich nicht „Vater“ oder „Mutter“ nennen, sondern mit dem Vornamen ansprechen lassen. Sie sollen das Andenken des Verstorbenen oder Geschiedenen in der Seele des Kindes mit Pietät bewahren. Dafür ist das Kind immer dankbar, wie es auch nie vergessen kann, wenn es dieses Andenkens beraubt wurde.

Dieses unbedingte Festhalten an der Wahrheit gilt auch für das uneheliche Kind. Das Problem der Erziehung des unehelichen Kindes gehört nicht in den Rahmen unseres Buches, — wir haben aber das Gefühl, dass wir die Pflicht haben, auf die unverzeihliche Sünde der Gesellschaft hinzuweisen, welche diese unsündigen und unglücklichen Kinder bestraft. Wir haben das Gefühl, dass alle gutgesinnten Mütter eine einheitliche Front für die unehelichen Kinder und deren Mütter bilden müssen,

weil sie damit für die Heiligkeit ihrer eigener Mutterschaft ein Zeugnis ablegen. Wenn die Mutterschaft heilig ist, dann ist sie heilig, ohne Rücksicht darauf, ob eine Mutter ihr Kind mit Berücksichtigung der gesetzlichen Formalitäten oder ohne sie auf die Welt brachte.

An dieser Stelle müssen wir uns auch mit der Tragödie beschäftigen, die für das Kind der Verlust der Eltern bedeutet. Das Kind verliert den, von dem es die meiste Liebe und in immer sicherer und beruhigender Form erhielt. Trotzdem zeigt die Erfahrung, dass das kleine Kind diesen Schlag verhältnismässig leicht zur Kenntnis nimmt und von seinem gesunden Lebenstrieb weitergeleitet wird. Das Kind vergisst — wenigstens dem äusseren Anschein nach — leicht. In Wirklichkeit ist dem aber nicht so. Der Begriff der Mutter und des Vaters wird in seinem Leben in dem Maße immer wichtiger und bedeutender, als es heranwächst und zu einem Menschen reift. Die früh verlorene Mutter oder der Vater wird in der Seele des Kindes zum Symbol der restlosen Liebe, nach der es sich sehnt, ohne sie erhalten zu können. Diese in der Phantasie lebende Quelle elterlicher Liebe strömt weiter ihre Wärme aus und diese sollen wir dem Kinde auch belassen.

Solange die Eltern leben, bleibt man immer ein Kind. Darum schreibt Freud, dass der Tod des Vaters das wichtigste Ereignis im Leben eines jeden Mannes ist. Und es ist wirklich so, denn damit hat man aufgehört, ein Kind zu sein und hat man die

volle menschliche Selbständigkeit erhalten. Vielleicht wird eine neue Erziehung diese Verbindung abändern und die kindliche Seele wird auch ohne den Tod der Eltern die volle Freiheit erlangen. Der Weg liegt, wie wir gesehen haben, darin, dass die Eltern mit den Kindern eine völlige menschliche Gemeinschaft bilden, nicht im Machtsystem, sondern in der freundschaftlichen Einheit des Zusammenlebens, den gemeinsamen Aufgaben einer Familie.

XIX. KAPITEL.

DAS DUMME KIND.

WER IST EIGENTLICH GESCHEIT? — DER WEG DER GEISTIGEN ENTWICKLUNG. — VOM GEFÜHL - ZUM VERSTAND. — DUMM ZU SEIN IST EINE SCHWERE GEISTIGE ARBEIT. — DAS PHANTASIERENDE UND DAS ZERSTREUTE KIND.

Es gibt kein dummes Kind!

Das ist der Satz, den wir in unserem Buche mit derselben Bestimmtheit vertreten wollen, mit der wir behauptet haben, dass es kein schlimmes und kein ungeschicktes Kind gebe. Jedes geistig gesunde, also nicht debile Kind ist imstande, den geistigen Forderungen zu entsprechen, die das Leben unter normalen Verhältnissen stellt.

Vor allem müssen wir die Frage klären, was wir unter dem Begriff des klugen Kindes verstehen. Man nennt ein Kind im allgemeinen klug, wenn es eine rasche Auffassung hat, die Zusammenhänge sofort bemerkt. Warum könnte man aber ein Kind nicht

klug nennen, das vielleicht langsamer auffasst, seine Denkweise auch eine langsamere ist, in dem aber das, was es sich einmal gemerkt hat, tief und gründlich sitzt, nicht vergessen und richtig angewendet wird. Diese Bezeichnung „klug“ kann also nicht nur das Tempo der geistigen Tätigkeit, sondern mit demselben Recht auch ihren inhaltlichen Wert bezeichnen.

Da unser Ziel ist, den gesunden Entwicklungsgang aufzuzeichnen, untersuchen wir, welche Faktoren die geistige Entwicklung des Kindes bestimmen. Wir haben schon erwähnt, dass das Studium der primitiven Völker zu der Erkenntnis führte, dass ihre Denkweise der der Kinder sehr ähnlich ist. Das ist die prälogische, „aber nicht anti-, oder alogische“ (Lévy - Brühl) Denkweise, welche vom Denken der Erwachsenen darin abweicht, dass sie den von uns akzeptierten Begriff von Ursache und Folge, also die Kausalität nicht kennt. Unter geistiger Entwicklung des Kindes verstehen wir, dass es diese für Kinder und Primitiven bezeichnende prälogische Denkweise aufgibt und die Logik der Erwachsenen sich erwirbt. Die seelische und geistige Entwicklung des Kindes bewegt sich in der Tat auf derselben Linie. Dort muss es auf einen Teil seiner Triebbefriedigungen verzichten und macht sich die Gesetze der Gesellschaft auf diese Weise zu eigen. Hier verzichtet es auf das prälogische Denken, um — die Logik der Gesellschaft zu übernehmen. Wir sprachen von der Auffassung, dass die glücklichste Epoche für den Säugling der vorgeburtliche (intrauterine) Zustand sein

dürfte. Von einigen Schülern Freuds wird dieser „paradiesische“ Zustand nicht auf die intrauterine Epoche, sondern auf die des prälogischen Denkens bezogen. Das Charakteristische für diese Zeit ist, dass das prälogische Denken völlig unter der Herrschaft der „Allmacht der Gefühle“ (Freud) steht. Dieses Gefühlsleben bestimmt den Inhalt des kindlichen Denkens, mit diesem ist alles verknüpft, dies hat die Welt gestaltet. Diese affektiven Motive bedurften keiner Logik, deren innerstes Wesen eben darin besteht, dass sie von den Gefühlen unabhängig ist. Wie in der vorigen Analogie die Triebe und die Gesellschaft einander gegenüberstanden, so stehen die prälogisch affektbeladene Welt und das logische, also verstandsmässige Denken einander gegenüber. Die Gesetzmässigkeiten, welche in der psychischen Entwicklung des Kindes die Befriedigungsarten und -Möglichkeiten dadurch bestimmen, dass die gesellschaftlichen Gesetze dem Ich übergeordnet werden, — bestimmen ebenso auch die Art und Weise des Überganges zum logischen Denken.

Wie wir uns bemüht haben zu verstehen, was es dem Kinde bedeutet, seine Triebe in einer Weise zu befriedigen, die es nicht mit der Gesellschaft in Zusammenstoss bringt, müssen wir auch verstehen, was für das Kind diese prälogische, von affektiven Motiven beherrschte Denkweise bedeutet. Das Kind hat in ihr seine Ohnmacht überwunden, weil diese Raum und Zeit, Wirklichkeit und Möglichkeiten nicht kennende Denkweise alles erfüllt oder als

erfüllt erscheinen lässt, was es sich wünscht. Dies ist, was wir die Phantasiewelt des Kindes nennen. Was für das Kind im Gefühl existiert, ist als prälogischer Gedanke: lebendige Wirklichkeit, weil es für das Kind die Erfüllung bedeutet. Nach Freud ist „das Gefühl der Vorspann des Gedankens“. Diese Gefühle fördern in der Gedankenwelt des Kindes das Mitzuteilende zu Tage, in der Form, wie es im Wortschatz des Kindes vertreten ist.

Wie also das Kind auf die Befriedigung eines Teiles seiner Triebe verzichtet hat, verzichtet es auch auf die ihm Erfüllung bietende prälogische Denkweise, um dafür die kalte Realität zu erhalten, die von den Erwachsenen Klugheit genannt wird. Klug zu sein, das ist ein Mass des Erwachsenen, nie das des Kindes.

Für das Kind ist es viel wichtiger, *w e r* es ist, der etwas sagt, als das, *w a s* er sagt und noch wichtiger ist, *w i e* er es sagt, als der Sinn dessen, was er gesagt hat. Diese Feststellung Wittels beleuchtet scharf, dass für das Kind nicht die Logik der Erwachsenen wichtig ist, also nicht der Sinn, sondern die dominierende Person, die etwas gesagt hat, richtiger: die Liebe, welche die betreffende Person repräsentiert. Das kleine Kind erlernt auch das logische Denken durch Identifizierung, wie es auch die Gesetze der Gesellschaft mittels dieses Mechanismus sich angeeignet hat. Das kleine Kind lernt von dem und ahmt den nach, den es liebt. So macht also das Kind durch die Mama und die erste Umgebung nicht bloss

die Gesetze, sondern auch die Logik der Gesellschaft, welche von ihnen repräsentiert wird, zu der seinigen. Dies dürfte der innere Mechanismus der geistigen Entwicklung des Kindes sein.

Wie man sieht, ist die Liebe — der Schlüssel der Identifizierung — nicht nur der Motor des braven, sondern auch des klugen Kindes. Dadurch, dass das kleine Kind durch diese Liebe die Welt der Erwachsenen allmählich erkennt, gehen ihm auch bisher nur gefühlsmässig erfasste Zusammenhänge auf, — das Kind wird von einer fast motorischen Hast getrieben, welche seine Gefühlswelt mit dieser Logik der Erwachsenen vereinbaren will. Das kleine Kind will alles wissen, um so die Welt der Erwachsenen einzuverleiben. Es „verschlingt“ die Worte, möchte die ganze Welt „aufessen“, weil es alles wissen will. Dies steckt hinter den Fragen des Kindes und werden die Antworten von einer Person erteilt, die vom Kinde geliebt wird, dann akzeptiert es sie ohne Widerspruch. Die ungeduldigen, unüberlegten Antworten können die schwersten Folgen für die Seele des Kindes haben. Wir schleppen die dummen Antworten, die wir in unserer Kindheit von den Erwachsenen erhalten haben, das ganze Leben hindurch mit uns und können diese nie loswerden.

Der Weg der geistigen Entwicklung des Kindes ist selbstverständlich nicht so einfach. Beim Entstehen seiner bewussten Welt blasst die prälogische Form seines Gefühllebens ab, sie wird aber nicht völlig vernichtet. Sie ist, wie ein in dem Meere schwim-

mender Eisberg, ein kleiner Teil ragt aus dem Wasser, unendlich tief aber schwimmt der Körper des Eisberges. So tragen wir in uns diese unter dem Bewussten schwimmende prälogische Welt mit und die Konflikte des Lebens bedeuten in ihrer neurotischen Form, dass unser äusseres, reales Leben, an diesen Eisbergriesen unter der Oberfläche gestossen ist. Unser logisches Denken wird diese prälogischen Reste nie los.

Haben wir nun im Laufe des bisherigen die Auffassung angenommen, dass das seelische und geistige Leben sich in der unteilbaren Einheit des Individuums in der selben Linie, richtig: Lebenslinie bildet, so kann man verstehen, was es bedeutet, wenn die geistige Entwicklung des Kindes stockt und eine Form annimmt, die man so leicht „dumm“ nennt. Wir wollen auch darauf hinweisen: es gibt kein gesundes Kind, bei dem — soll es auch in einer anderen Beziehung versagen — nicht solche geistige Gebiete zu finden wären, auf denen es zu besonderen Leistungen fähig wäre. Den Schlüssel zu dieser Unebenheit liefern uns auf Grund des bisher Gesagten die gefühlsmässigen Motive. Vor allem ist es die Entmutigung, die Erinnerung an ein nicht repariertes Versagen, welche auf einem gewissen Gebiete die geistige Entwicklung des Kindes hemmt. Es ist eine kluge Ermutigung seitens der Eltern oder Erzieher dazu nötig, damit das Kind durch seine geistige Tätigkeit seine Minderwertigkeit überwinden könne, das hier nicht in den Relation

„Kind—Erwachsener“ oder „oben—unten“, sondern in der Relation „prälogisch—logisch“ zum Ausdruck kommt. Leider kann man oft die Erfahrung machen, dass die Eltern ihre geistige Überlegenheit dem Kind gegenüber zu sehr betonen und zum Ausdruck bringen.

„Ich bin der Erwachsene, der Stärkere — ich bin also auch der Klügere“. Der Gedanke ist nicht unbedingt richtig, denn das Kind ist einfach in einer anderen Weise klug: im System seiner Denkart. Darin ist das Kind der Klügere und nicht wir. Diese Urform der Klugheit darf nicht unterschätzt werden, sondern der Erwachsene muss — soweit er dazu überhaupt fähig ist — bestrebt sein, sich in die Gedankenwelt des Kindes einzuleben, das heisst, auch in seiner geistigen Tätigkeit danach suchen, was für Gefühle es zum Ausdruck bringen will. Die Erfassung und Berücksichtigung dieser Gefühlwelt ermöglicht es dann dem Kinde, die realen Zusammenhänge und Schablonen des Lebens zu erkennen, schliesslich auch nach den Gesetzen der Gesellschaft der Erwachsenen zu denken. Die Liebe und Ermutigung bedeutet hier zugleich Training. Für das Kind wiegt es das Spiel auf, dass es die Welt erkennen will, nach allem fragt und alles wissen will. Stehe man ihm also immer geduldig zur Verfügung und helfe man ihm in der Arbeit, die eigentlich eine Datensammlung gigantischen Ausmasses für das ganze Leben ist.

Wenn man dem Kinde keine entsprechenden

Antworten gibt und es ihm so einstellt, dass es diese Dinge ohnehin nicht verstehen kann, oder „noch“ nicht zu wissen braucht, „noch“ zu klein dazu ist, undsowweiter, rechtfertigt man nur seine Minderwertigkeit, so dass es auch die Dummheit zu einem seiner Symptome wählen kann. Das Kind kann sich auf Grund seiner Erfahrungen auch eine „Dummheitssituation“ ausbauen, die das Ausweichen vor Aufgaben zum Ziel hat. Dies ist eigentlich eine eben solche „Sicherung“, wie irgendein anderes neurotisches Symptom. Man kann sagen, dass es für ein normales Kind eine gesteigerte geistige Tätigkeit bedeutet, sich auf die Linie der Dummheit zu setzen und damit einen Apparat spielen zu lassen, mit dem es rechtfertigen kann, dass es der Lösung dieser oder jener Aufgabe nicht gewachsen ist, ist es doch — dumm. Ursprünglich durfte es irgendein Versagen gewesen sein, welches das Kind entmutigt hat. Dieses Misstrauen gegen sich selber ist es, welches sich dann in der Form der Dummheit gegen die Forderungen der äusseren Welt, der Umgebung, schützt. Diese Dummheit führt aber zu neuerlichem Versagen und so kann der Künkel'sche „Hexenkreis“ auch in der geistigen Entwicklung des Kindes zum Ausdruck kommen.

Auf Grund der obigen Ausführungen kann nun angenommen werden, dass die Dummheit keinen besonderen Mechanismus im Leben des Kindes darstellt, sondern nach denselben Gesetzmässigkeiten dasselbe bedeuten kann, wie so viele andere seelischen

Reaktionen. Die Erziehung hat also auch auf diesem Gebiete keinen besonderen Weg zu verfolgen. Die Liebe und die Ermutigung sind die Mittel, die verhüten, dass sich das Kind mit einem Minderwertigkeitsgefühl in diese gefährliche entwicklungshemmende Position flüchte.

Auch für dieses Gebiet gilt, was wir von der Sammlung der Erfahrungen gesagt haben. Man soll also die Gesetze der eigenen Logik nicht mit Gewalt dem Kinde aufzwingen wollen; der frei sich entfaltende kindliche Verstand bringt seine Gefühlsfrische, seine Urkraft in die Logik mit. Das logische Denken wird aber unter dem Druck der Erwachsenen immer mehr zur Schablone und seine Anwendung zu einem Zwang. Dann ist das Lernen keine geistige Tätigkeit mehr, sondern ausschliesslich Gehirnarbeit, welche die Gesetze der Erwachsenen übernimmt und sich zu eigen macht, „was geschrieben steht“ oder was die Klugen sagen, ohne durch seine Gefühlswelt abzuwägen, wieviel Liebe es bedeutet. Vielleicht ist es diese mechanische Übernahme der Schablonen, welche die Erscheinung doch erklärt, dass „so viele klugen Kinder zu dummen Erwachsenen werden.“

Durch die Ausschaltung der Liebe entwickelt sich dann die seelische Gleichgültigkeit, die als Symptom in Form der geistigen Trägheit, in der Dummheit erscheint.

Wir haben darüber gesprochen, dass man im Grunde genommen das prälogische Denken nie los wird. Ein Symptom der geistigen Entwicklung des

Kindes kann auch sein, dass es an dieser Denkweise übermässig haften bleibt. Dies kommt darin zum Ausdruck, dass das Kind in einer Phantasiewelt lebt und nicht geneigt ist, von der Realität Kenntnis zu nehmen.

Dies bedeutet auch eine Flucht vor den realen Aufgaben des Lebens: das Kind wagt nicht, die Aufgaben zu übernehmen, welche die logische Arbeit des Gehirns erfordert. Aus dieser Phantasiewelt muss das Kind herausgeführt werden, als hätte es sich in einem Urwald verirrt; man muss es bei der Hand fassen und mit grosser Liebe ermutigen. Dadurch, dass man gegen ein solches, in einer Phantasiewelt lebendes Kind kämpft, verhindert man nur, dass es seinen Weg auf der realen Ebene seines kleinen Lebens finde.

Das Zeichen eines Ausfalles in der geistigen Tätigkeit des Kindes ist auch, wenn es zerstreut ist, sich nicht konzentrieren kann, wenn es nicht zu beobachten, sich nicht zu erinnern vermag. Tatsächlich handelt es sich bei dieser Erscheinung darum, dass das Kind zu sehr konzentriert, dass es von etwas zu sehr erfüllt ist, darum kann nichts anderes seine Aufmerksamkeit fesseln, darum kann es sich nichts anderes merken, sich an nichts anderes erinnern. Es können wiederum nur Ermutigung und Liebe diesen Konzentrationskrampf der kindlichen Seele lösen. Die klinische Erfahrung zeigt, dass dieser Konzentrierungspunkt durch ein Schuldbewusstsein fixiert ist, welches das Kind so erfüllt, dass es seine Seele

vor allen anderen verschliesst. Auch dieses zerstreute, dekonzentrierte Kind kann geistig vollwertig sein. In der geistigen Entwicklung des Kindes wird das Tempo immer von der Liebe angegeben, für die es sich lohnt, zu verzichten. Die Logik bedeutet in diesem Sinne für die kindliche Seele einen Verzicht auf seine nach anderen, archaischen Gesetzmässigkeiten gerichtete Gefühlswelt. Zugleich bekommt er aber einen unermesslichen Wert als Entgelt, weil Liebe und Ermutigung zu Vermittlerinnen der Erkenntnis werden können, dass das Wissen wirklich eine Macht ist, wenn auch nicht über andere, so doch über uns selbst, weil man sich durch das Wissen die Möglichkeit erwirbt, das Maß unserer nützlichen Einfügung in die Gesellschaft durch positive Arbeit bestimmen zu können.

So sind wir wieder bei der Bedeutung der Arbeit im Leben des Kindes angelangt. Die Arbeit bedeutet letzten Endes die Überwindung unseres ewigen Minderwertigkeitsgefühls. Das Kind, das den Weg zur Gemeinschaft gefunden und sich in seine Umgebung harmonisch eingefügt hat, bedient sich mit Freude der geistigen Fähigkeiten, die in einem jeden Kinde schlummern. Es gibt also kein dummes Kind und es gibt auch keines, das sein Wissen nicht gerne in positiver Leistung verwerten würde. In die bittere Position des Dummseins wird das Kind von jenen Erziehern getrieben, die stets erwarten, dass das Kind von ihnen lerne und nicht davon wissen wollen, dass sie vom Kinde zu lernen haben.

XX. KAPITEL.

EINHEITLICHE ERZIEHUNG — KEINE REZEPTUR.

VOM AUSSEREN DES KINDES. — DIE SYMPTOME SIND NUR AVISOS. — ÜBER SCHLECHTE GEWOHNHEITEN. — TROTZ UND PROTEST. — DAS EITLE KIND.

Die Realität des alltäglichen Lebens produziert in abertausend Variationen äussere Einflüsse, welche nicht in die Linie der gesunden Entwicklung des Kindes fallen. Die Eltern werden Tag für Tag durch Ereignisse vor das Problem gestellt: was ist zu tun, wie sind die Schwierigkeiten zu lösen? Wir waren bestrebt, durch dieses Buch ein einheitliches System der Entwicklung der kindlichen Seele zu bieten. Wir konnten natürlich bloss über die gesunde Entwicklung des gesunden Kindes sprechen, weil alles übrige schon ausserhalb des Rahmens unseres Buches liegt. Anders ist es gar nicht möglich, man darf keine allgemein gültige Rezeptur geben, wie auch die Erziehung keine Schablonfragen hat. Jedes Kind ist eine Welt für sich; um der Lösung einer Erziehungsfrage näher zu kommen, muss man diese Welt kennen. Jene zielbewusste und unteilbare Einheit, welche die Individualität des Kindes ist, bestimmt auch den Sinn der Erscheinungen. Die grundlegende Frage, mit der die Eltern — wie wir gesehen haben — dem Denken des Kindes näher kommen können, ist die: was kann hinter seinem Benehmen stecken und was will das Kind damit? Auch darauf kann man nicht eine bestimmte, nur für den

betreffenden Fall gültige Antwort geben. Auch im Antworten muss man sehr vorsichtig sein. Wir wissen nicht, ob der von Wittels zitierte Spruch Adlers authentisch ist: „Der Schlüssel aller Neurosen ist die Beantwortung der Frage: wer soll zerspringen?“ So einfach ist die Frage nicht. Sie wirft jedoch einen Lichtstrahl auf den Kampf, der zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen mit sichtbaren und unsichtbaren Mitteln ständig geführt wird und der dann im fertigen System des Charakters das ganze Leben hindurch in immer anderer Form sich wiederholt.

Je kleiner das Kind ist, umso leichter ist es, neben den Zielsetzungen auch die Ursachen bemerken zu können. Im Gang der Entwicklung des Kindes können Eltern, Erzieher, Pädagogen die Struktur der kindlichen Seele leichter erfassen, wenn sie diese durch die Ziele zu verstehen suchen. In schwereren Fällen aber, die schon die Heranziehung eines Fachmannes, eines Kinderpsychologen erfordern, müssen die Ursachen, die Quelle, aus der die Symptome gespeist wird, aufgedeckt werden.

Auch eine Organminderwertigkeit des Kindes kann — muss aber nicht unbedingt — eine solche Quelle sein. Die richtige Erziehung lenkt das Kind in die Richtung, in der es eine entsprechende Kompensationsform finden kann. Es gibt für ein jedes Kind — auch für die Krüppel, für die mit Organminderwertigkeit behafteten Kinder — ein Gebiet, in dem sie sich Geltung verschaffen, sich stark

und glücklich fühlen können. Dazu ist natürlich sehr viel Ermutigung notwendig. Häufig sind es aber äussere, scheinbar unwesentliche Ursachen, welche die innere Sicherheit des Kindes stören. Das sommersprossige, zu kleine, oder zu hochwüchsige, linkshändige, rothaarige usw. Kind hat häufig das Empfinden, dass es anders ist, als die übrigen: hässlicher, schwächer, minderwertiger. Die unschuldigen, spasshaften Bemerkungen: „du kleines getupftes Ei“, oder „dein Haar brennt“ usw. hinterlassen sehr tiefe Spuren in der Seele des Kindes. Die Eltern, Erzieher müssen sehr vorsichtig darauf achten, wie das Kind seine äussere Erscheinung wertet. Abstehende Ohren, Stumpfnase, grosser Mund und dgl. sind alles Fragen, die das Kind insbesondere dann beschäftigt, wenn es ihretwegen — und sei es nur in spasshafter Form — unterschieden wird.

Wenn solche körperliche Abweichungen das Minderwertigkeitsgefühl eines Kindes steigern, so macht man oft die Erfahrung, dass es selbst etwas erfindet, produziert mit dem Ziel, sich dadurch auffällig, bemerkbar zu machen. Das Kind kommt auf einmal mit einer schlechten Gewohnheit und die Eltern sind aus voller Energie bestrebt, diese ihm abzugewöhnen. Das eine zupft fortwährend am Ohrläppchen, das andere rupft an den Haaren, das dritte beisst sich die Nägel usw. Durch diese Handlungen will das Kind etwas ausdrücken und die Aufgabe der Eltern und Erzieher ist, zu verstehen, was dem Kinde weh tut. Denn es ist sicher, dass hinter den „schlech-

ten Gewohnheiten“ Kummer, Störungen, Konflikte des kleinen Lebens stecken. Diese Symptome dürfen aber nur als Signale, Avisos aufgefasst werden und ihnen gegenüber scheint nur eine Verhaltensform stereotypisch anwendbar, richtig und zweckdienlich zu sein: sich um die schlechten Gewohnheiten — dem Scheine nach — nicht zu kümmern, sie nicht zur Kenntnis zu nehmen. Diese Auffassung gilt auch für schwerere Symptome, wie Bettnässen, Sprachfehler usw. Natürlich ist dies nur eine äussere Verhaltensform, man muss aber wissen, dass ein Signal für uns abgegeben wurde, damit wir uns an einen Fachmann wenden können. Zum Aufschneiden eines „Geschwürs“ rufen die besorgten Eltern den Arzt. Auch die Seele kann Geschwüre haben und zu ihrer Heilung ist ebenfalls ein Fachmann nötig.

Für das Kind bedeutet es jedenfalls eine Niederlage, wenn es mit der „schlechten Gewohnheit“, mit dem Symptom — wir verstehen darunter nicht unbedingt ein neurotisches Symptom, sondern jene hie und da auftauchenden Erscheinungen, mit denen man doch auch bei dem sich gesund entwickelnden Kind rechnen muss — keinen Erfolg erreicht hat: hat man es doch gar nicht bemerkt. Ebenso wichtig, wie das Aufhören auf das Aviso war, ist es nun das Kind, ohne es zu verzärteln, mit erhöhter Liebe zu umgeben. Das Kind darf nicht die Empfindung haben, dass es jetzt eine Niederlage erlitten hat. Es wird allgemein beobachtet, dass auch die sonst harmonischen Kinder um das zweite Jahr herum wider-

spenstig, trotzig sind. Hauptsächlich bei verwöhnten Kindern sieht man diese Symptome. Die Widerspenstigkeit ist meistens nur die Spiegelung der lauenhaften Erziehungsform, die das Kind umgibt. Die ruhige, heitere Atmosphäre entwaffnet diese kleinen Widerspenstigkeiten sehr leicht. Schwieriger ist die Lage beim trotzigem Kinde. Der Trotz sucht eine unbedingte Durchsetzung des kindlichen Willens zu sichern. Für das Kind ist dieser Trotzstandpunkt sehr bitter und wird besonders bitter, wenn die Eltern mit einem ähnlichen Verhalten antworten. Das Kind will zeigen: es wird geschehen, was es will, die Eltern aber wollen dasselbe zeigen. Es ist nicht schwer, festzustellen, wessen Standpunkt von den beiden Parteien der verfehltere ist. Die Eltern übertragen ihren Trotz auf das Machtgebiet, weil sie die grösseren, die stärkeren, die Erwachsenen sind, es muss also das geschehen, was sie wollen. Man darf einen solchen Kampf auf keinen Fall aufnehmen!

Welche Lösung man auch wählt, wird das Kind darin eine Niederlage erleiden. Gibt man ihm nach, dann kommt es zu der Erfahrung, dass es seinen kritiklosen Willen den Erwachsenen gegenüber durchzusetzen vermag und so wird es dann im Leben den Tatsachen der Realität gegenüber eine Niederlage erleiden. Hat aber der Wille des Erwachsenen gesiegt, dann hat es auch eine Niederlage, wieder auf Kosten seines Minderwertigkeitsgefühls, erlitten. Kluge Eltern und Erzieher finden die Methode, wie

man den Trotz nicht bemerken, devalvieren oder auf eine andere Ebene übertragen kann. Das Kind erklärt, es geht nicht spazieren. Statt daraus eine Machtfrage zu machen, kann man ruhig und lächelnd darüber sprechen, wie schade, dass es nicht spazieren will, wo doch so schönes Wetter ist, wenn es sich aber zu Hause besser fühle, dann sei alles in Ordnung. Allerdings muss man bestrebt sein, für das Kind eine Brücke zu bauen, damit es sich vom trotzigem Verhalten ohne Niederlage zurückziehen könne. Das Kind soll mit dem Gefühl nachgeben, dass es derjenige Teil war, der sich nach dieser Richtung entschieden hat und dabei das Recht behielt, bei seinem ursprünglichen Entschluss auszuhalten.

Die Äusserungen des Kindes haben sehr oft den Charakter eines Protestes. Es will sich gegen etwas verwahren und kann es nicht anders ausdrücken, als in Form irgendeines Symptoms. Die Eltern, Erzieher müssen die Handlungen des Kindes so auffassen, dass sie durch diese die anders nicht ausdrückbare, berechtigte Kritik ihres — elterlichen — Verhaltens erhalten. Die kindliche Seele ist auch der Spiegel des Erziehers. Besonders die zu gründlich erzogenen Kinder produzieren ganze Garnituren solcher Protestsymptome. Erscheint es nicht als natürlich, dass das Kind, welches ständig auf die Reinlichkeit seiner Kleider aufmerksam gemacht wird, schliesslich — nur aus „Ungeschicklichkeit“ — sich beschmutzt oder dass das Kind, das man ständig mahnt, auf der Strasse ordentlich zu gehen,

über seinen eigenen Fuss stolpert und fällt? Diese Proteste können dann immer schwerere Formen annehmen und die übertriebene Erziehung, dieses ständige Auf-der-Hut-sein, treibt das Kind wirklich in die Neurose hinein.

Man muss auch über die funktionellen Störungen des kindlichen Organismus sprechen, welche natürlich den ganzen seelischen Apparat in Bewegung setzen. „Wenn die Erwachsenen krank sind, werden sie — zu Kindern“ hört man oft die Feststellung. Und wenn nun Kinder krank sind! In den Fällen, in denen ein Symptom auf organische Ursachen zurückgeführt werden kann, ist immer auch ein psychischer Überbau vorhanden, dessen Stil von der psychisch-körperlichen Einheit des Kindes bestimmt wird. In dieser Einheit können schon sehr früh auch „Charaktereigenschaften“ zum Vorschein kommen. Man muss darauf sehr achten, dass die Ermutigung, über die wir schon so oft sprachen, immer an eine positive Leistung geknüpft werde. Dass es ein schönes Kleid, schönes Haar usw. hat, sind keine Leistungen. Das sind bloss Aeusserlichkeiten und es ist besser ihren Wert herabzusetzen, als zu erhöhen. Man kann auch beobachten, dass das Kind selbst diese Herabsetzung vollbringt, es ist ständig schmutzig, achtet auf seine Kleider nicht usw. Die Reinlichkeitsforderungen der Gesellschaft und die Triebe des Kindes entsprechen einander nicht. Die Kinder spielen gern mit Kot und Schmutz und zeigen keine instinktiven Aeusserungen, welche einen Widerwillen ausdrük-

ken. Wir haben gesehen, dass die Gewöhnung an Reinlichkeit durchaus keine Frage einer Dressur, sondern eine hochentwickelte „gesellschaftliche“ Tätigkeit ist. Die Erfahrungen, die das Kind sich bei der Gewöhnung an Reinlichkeit erwirbt, üben natürlich nicht bloss auf die Tätigkeit der Schliessmuskeln eine Wirkung aus. Das Kind hat notgedrungen gelernt, über seine Schliessmuskeln Herr zu werden, es hat sich aber die Form des Protestes darin bewahrt, dass es sich nicht waschen, seine Hände nicht reinhalten will, usw. Das ist das Gebiet, wo die Eltern sich besonders auf der Höhe ihrer Aufgabe fühlen und, wenn nötig, auch Gewalt anwenden. Diese Erscheinungen müssen jedoch ebenso beurteilt werden, wie alle übrigen: was will das Kind damit? Vielleicht handelt es sich darum, dass das Kind damit zum Ausdruck bringen will: ich bin schmutzig, ich bin eine Schande für Euch. Es kann sich aber auch um das Fehlen des Selbstvertrauens handeln, dem schon in diesem Alter „alles gleich“ ist — warum sich darum kümmern, ob die Hände rein sind oder nicht, wenn es mit seinem kleinen Leben sowieso stecken geblieben ist. Statt Gewalt ist es also wieder Einsicht, mit der die Probleme gelöst werden können.

Das andere Extrem ist, wenn das Kind sich auffallend viel um sich selbst kümmert. Alles ist wichtig, was es tut. Selbstgefällig weist es darauf hin, dass seine Kleidung immer ordentlich ist. Beim Essen braucht es bei weitem nicht angeregt zu werden,

im Gegenteil: jeder gute Bissen ist für es ein wahres Erlebnis, es kann des Essens nicht satt werden. Natürlich kann sich ein jedes dieser Symptome auch allein melden. Das gefräßige Kind ist: einer, der „die ganze Welt aufessen will“. Dieses Kind hat letzten Endes die grosse Angst, dass es die Liebe, von welcher es umgeben wird, verlieren könnte. Das Vielessen ist oft ein Symptom des Liebehungers. Ein anderes, sehr interessantes psychisches Symptom der Sehnsucht nach Liebe ist: das kindliche Stehlen. Wir können annehmen, dass „das Kind Liebe stiehlt“. Es ist leicht verständlich, dass beim Kinde die Begriffe „mein“ und „dein“ sich noch nicht ausgebildet haben. Derjenige Kollektivismus, der ein natürliches Zugehör des prälogischen Denkens ist, macht keine derartigen Unterscheidungen. Nur stufenweise entfaltet sich das Erkennen, dass zum Ich auch Ich-Gegenstände, wie zum Du Du-Gegenstände gehören. Der innere Mechanismus der Identifizierung ist es, der sich auch auf die Gegenstände erstreckt. Das Kind stiehlt durchaus nicht, sondern betrachtet durch die Identifizierung auch fremde Gegenstände als Ich-Gegenstände.

Was das Kind nicht in die Tat umsetzen kann, das kann es in Worten erleben. Das Wort ist: Bekenntnis. Die Bekenntnis: Wiederholung der Tat. Wir können beobachten, dass das Kleinkind auf einmal einen grossartigen Spass entdeckt: was immer wir auch sagen, sagt es uns wie ein Papagei nach. Beschimpft man es, so wiederholt es die Beschimpfung, ohne den

Text zu ändern. Dies scheint eine unbedeutende Erscheinung zu sein und es hat doch einen tiefen Inhalt: das Kind hat den Humor entdeckt. Mit den Worten, die es wiederholt, hat es sich an die Stelle des Erwachsenen gesetzt und so die Situation umgekehrt. Diese Erkenntnis hat dann das Kind angefeuert, das Sprechen als ein Feld des Geltungsstrebens zu benützen, indem es widerspricht. Das Widersprechen ist das Kampfmittel des Kindes, das aber nicht sehr ernst genommen zu werden braucht, wenn man nämlich nicht will, dass es beständig bleibe. Merkt man es nicht, hört das Kind von selber damit auf. So können auch die unzüchtigen Worte für das Kind zu einem Kampfmittel werden. Das Kind kennt ihren wahren Sinn sehr oft gar nicht, es ahnt nur, hat nur das Empfinden, dass auch diese der erwähnten „Pfui-Pfui-Zone“ angehören. Diese Worte bedeuten für die Kinderseele noch häufig das Attribut der Erwachsenseins. Der Erwachsene kennt diese Worte, hat auch das Recht, sie auszusprechen. Auch mit dem Aussprechen unzüchtiger Worte gliedere ich mich in diese verbotene Erwachsenenwelt ein.“ Die Lösung ist wieder: nicht hören, damit es seine Bedeutung, sein Gewicht verliere.

Wollten wir alle Symptome aufzählen, welche auch das gesunde Kind oft produziert, so würde das zu weit führen. Dies ist aber auch nicht unser Ziel, denn es kann immer eine Situation entstehen, in der dasselbe Symptom eine völlig andere, abweichende Bedeutung hat. Wir wollten damit, was wir hier ge-

sagt haben, bloss auf Dynamismen hinweisen und die Methodik ein wenig näher bringen, durch welche die Symptome — um welche immer es sich auch handeln soll — ihrer Selbständigkeit und Wichtigkeit entkleidet werden, um das hinter ihnen versteckte gestörte Innenleben des Kindes sichtbar werden zu lassen.

SCHLUSSWORT.

Wir haben das Kind auf dem Wege seiner weltumfassenden Entwicklung begleitet. Es kam hilflos zur Welt, am ohnmächtigsten unter allen Sprösslingen. Und siehe, es erfüllt sich vor uns ein göttliches Wunder: das Kind reift zum Menschen heran. Wir wollten den Weg dieser Menschwerdung, dieser Gestaltung aufzeichnen. Unsere Welt hatte drei grosse Lehrmeister, die den eitlen und verlogenen Glauben des Menschen an sich selbst tief erschüttert haben: Kopernikus, Darwin und Freud. Kopernikus hat die Erde und mit ihr den Menschen aus dem Zentrum des Universums herausgerissen, Darwin führte den Ursprung des menschlichen Geschlechtes auf die Tierwelt zurück, Freud hat die stolze und unwahre Welt des erwachsenen Menschen niedergelassen, als er darauf hinwies, dass alles, was wir gelten und sind, unser ganzer Menschentum: „das Kind“ ist, das wir in unendlichen Variationen, aber immer nach dem psychischen Gebote desselben Gesetzes, wiederholen und dem wir uns immer wieder neu anpassen.

Haben wir erst die psychische Entwicklung des Kindes kennen gelernt, so erkennen wir dadurch uns selbst. Die Bestimmung des Lebens ist, dass wir dem

Kinde beistehen, den Rahmen seines Lebens bilden und ihm die äusseren Möglichkeiten schaffen, in denen es die noch ungeformten Anlagen seines kleinen kindlichen Lebens zu einem gesunden, vollwertigen Menschen ausbauen kann. Das Gebot der hellenischen Weisheit war: „erkenne dich selbst“. Darum müssen wir das Kind erkennen, — welches wir selber waren. Dieser Erkenntnis meinte auch dieses Buch zu dienen, als es das wenige und auch dieses bloss im Umriss zusammenfasste, was wir über das Entfalten der kindlichen Seele wissen. Dies ist sehr wenig, weil man im ganzen System unserer Triebe nur auf Voraussetzungen bauen kann. „Das Triebleben ist sozusagen unsere Mythologie“; — meint Freud — und die Triebe sind mythische Wesen und grossartig in ihrer Unbestimmtheit. Wir wissen nicht einmal, was die Seele ist! Wir sehen nur ihre Aeusserungsformen und setzen voraus, dass darin die Einheit des Organismus zum Ausdruck kommt. Die moderne Kinderpsychologie sucht diese Einheit in ein System zusammenzufassen. Diese Einheit kann durch die Ursachen bedingt sein, auf welche die seelischen Aeusserungen zurückgeführt werden können — das ist die Auffassung der Psychoanalyse —, kann aber auch durch die Zielstrebigkeit ihres Dynamismus, wie das Adler und seine Schüler annehmen, geformt werden. Wir waren bestrebt — ohne uns auf theoretischen Diskussionen einzulassen — zu beleuchten, dass sowohl die kausale, wie auch die finale Auffassung im Grunde genommen bloss eine Methodik der Betrachtung

tung ist, welche letzten Endes — wenn sie richtig ist — zu derselben Erkenntnis führen muss. Insbesondere ist die Erkenntnis der kindlichen Seele das Gebiet, auf dem diese beiden psychologischen Auffassungen nicht nur in keinem Gegensatze zueinander stehen — wenn es ob der Verschiedenheit der Terminologie auch den Schein hat — sondern einander gegenseitig bestätigen müssen.

Soviel über den theoretischen Teil der Frage. Für uns ist aber die Kindererziehung ein praktisches Problem und mehr als eine individuelle Frage: ein grundlegender Teil der gläubigen Überzeugung, in dem wir uns mit der Befreiung des Kindes zu der Befreiung der ganzen Menschheit zu mehr Glück, zu mehr Harmonie bekennen. Darum verkünden wir auch, dass die Erziehung keine in sich geschlossene pädagogische Tätigkeit ist, sondern eine soziale Arbeit höchsten Grades. Um dieser Aufgabe entsprechen zu können, genügt die Bereitschaft nicht, die Konsequenz der griechischen Weisheit zu tragen. Wir wissen heute schon, dass wir uns selber nie erkennen können. Dies ist unsere Tragödie. Die mächtigere Hälfte unseres Lebens ist in der Welt unseres Unbewussten versunken und lenkt von dort mit unsichtbaren Kräften unser Geschick. Im Mittelpunkt der Erziehung stehen aber nicht wir, sondern das Kind. Wir wissen, dass alle erzieherische Arbeit durch uns erfolgt, und wir sind darin soweit frei, als wir uns selber kennen. Dies bedeutet aber nicht, dass wir das Kind bloss sich selbst erkennen lassen wol-

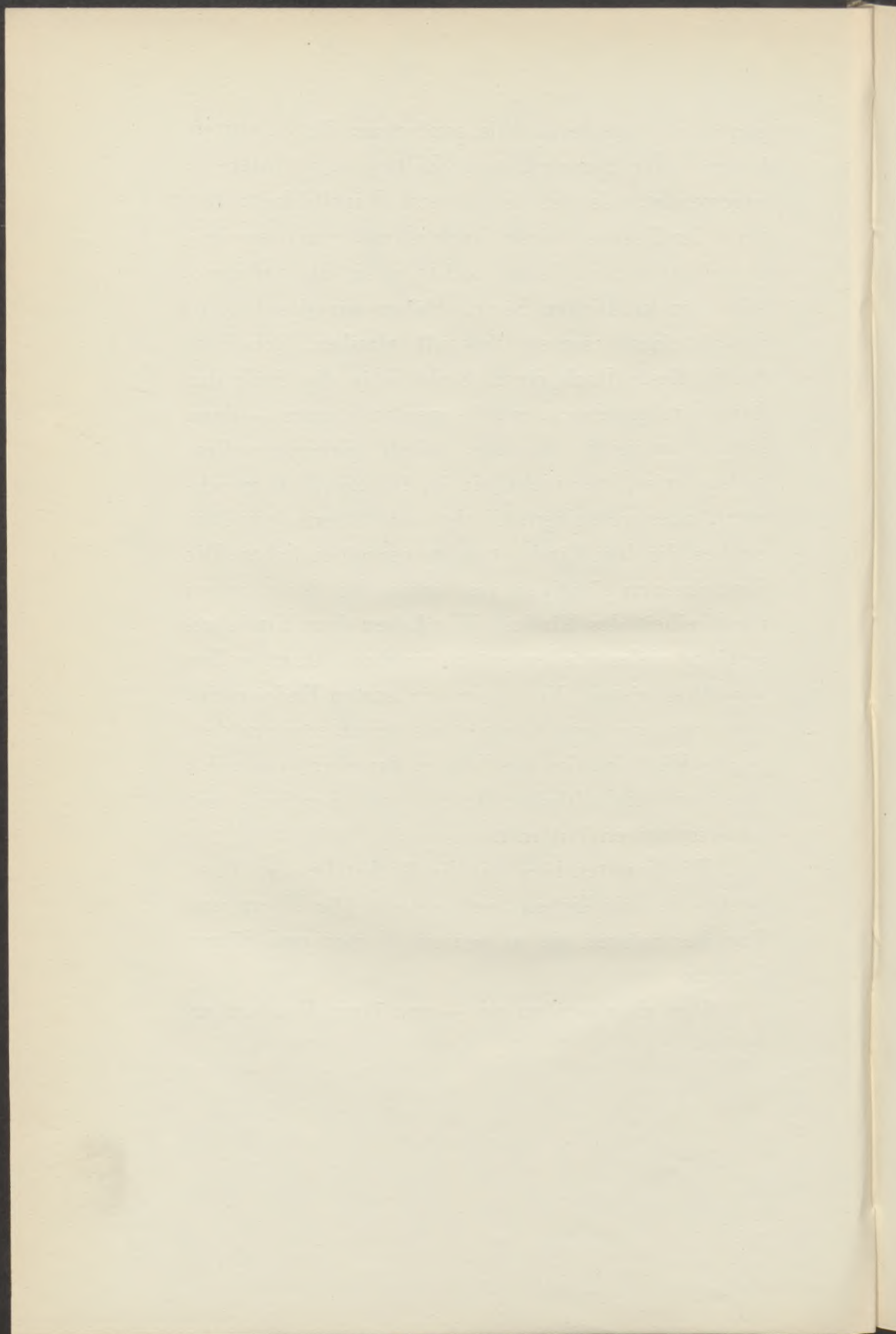
len. Unsere Aufgabe ist mehr. Wir möchten das Gebot Nietzsches geltend machen: „sei du selber“. Dies bedeutet ganz einfach soviel, wir sollen dem Kinde sein eigenes Leben überlassen, es soll sein können, was es ist: es selbst: das Kind. Wir sollen das Leben des Kindes nicht in unsere Lebensform hineinzwingen wollen. Unser eigenes Kindesalter beeinflusst verhängnisvoll unsere Erziehungsarbeit. Unsere Kinder werden vielleicht schon bessere Erzieher sein, als wir und wenn sie nicht, dann unsere Enkelkinder. So muss von Geschlecht zu Geschlecht eine neue Epoche, eine glücklichere künftige Generation vorbereitet werden. Mit der neuen Erkenntnis der menschlichen Seele haben wir schon einige Mittel dazu in die Hand bekommen. Die Kinderpsychologie — nach welcher Methode und Auffassung immer sie auch arbeitet — bringt uns Tag für Tag der Erkenntnis der kindlichen Seele und dadurch der Befreiung des Kindes näher. Ein neuer Freiheitskampf hat seinen Anfang genommen, blutlos und mit den Waffen des Friedens: für die Befreiung des Kindes. Alle Eltern, die das Gefühl haben, dass sie durch ihre Kinder im Dienste dieses Kampfes stehen, erfüllen damit ihre menschliche Bestimmung. So wird die biologische Funktion der Fortpflanzung in einem ethischen Wert ihre Vollendung erreichen und das ist es, was den Menschen von der Tierwelt unterscheidet.

Es ist wissenschaftliche Lust für die Forscher, wenn es ihnen gelingt, eine uralte Keilschrift, Hiero-

glyphe zu entziffern. Wie sonderbar: die Gelehrten haben toten Signalen toter Zeiten mehr Interesse zugewendet, als der lebendigen Wirklichkeit: der Seele des Kindes. Dieses Buch ist mit seinen bescheidenen Mitteln vielleicht nichts mehr, als ein Lesebuch der kindlichen Seele. Haben wir den Eltern, die an einer besseren Zukunft glauben, geholfen, durch dieses Buch einen Einblick in die Seele des Kindes zu gewinnen, es erkennen zu können — dann haben wir unsere Aufgabe erfüllt. Erkennen, Verstehen heisst hier nicht wie im französischen Sprichwort: alles verzeihen. Nicht wir, Eltern, Erzieher sind es, die dem Kinde etwas zu verzeihen haben. Die Erwachsenen sündigen viel gegen die Seele, gegen die Freiheit des Kindes. Wir haben dem Kinde gegenüber vieles wieder gut zu machen. Dazu wollen wir Hilfe leisten. Vergessen wir letzten Endes nicht, dass nicht wir dem Kinde etwas geben, sondern dass es das Kind ist, das uns Eltern, Erzieher beschenkt: mit einer unglaublichen Bereicherung der Seele, mit unserer ganzen Zukunft.

Wir konnten hier nur die Buchstaben des Lesebuches der kindlichen Seele geben. Die Eltern und Erzieher müssen sie zu ganzen Worten und Sätzen formen.

Dies aber werden sie — von ihren Kindern erlernen.



INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG	5
----------------------	---

I. KAPITEL: Die Eltern und die Erziehung.

Soll es geboren werden? — Die Erziehung beginnt vor der Geburt. — Wenn man das Kind nicht gerne erwartet. — Bub oder Mädel? — Was die Eltern bereits vergessen haben und was sie lieber hätten vergessen sollen. — Auch Erzieher müssen erzogen werden. — Zwei Elterntypen. — Erziehung oder Selbsterziehung	16
--	----

II. KAPITEL: Die Seele des Säuglings.

Die Vertreibung aus dem Paradies. — Wohin wir uns immer zurücksehnen. — Wir werden in die Gesellschaft hineingebo- ren. — Nicht nur das Gebären, auch das Geborenwerden ist eine Qual. — Das Weinen des Kindes. — Zwei Säuglings- Rituale: Das Aufheben und das Wiegen. — Der erste Kampf des Säuglings mit seiner Umgebung	24
---	----

III. KAPITEL: Instinkt und Erziehung.

Die ersten Hilfsmittel der Erziehung: Uhr und Waage. — Die Ausgestaltung des Lebensrhythmus. — Über die Instinkte. — Die sozialen Instinkte und das Gemeinschaftsgefühl. — Was jedem Säugling gemeinsam ist: die Unbeholfenheit. — Kritik des Mutter-Instinktes. — Die Mutterliebe steht im Dienste des Kindes. — Der Mutter-Instinkt fördert sich selbst. — Das Mass der Mutterliebe ist: Heiterkeit	33
---	----

IV. KAPITEL: Die Sehnsucht nach Liebe.

Der Mutterkuss. — Freuden und Gefahren des Badens und der Reinigung. — Die erogenen Zonen. — Das erste Lächeln. — Die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. — Sehnsucht nach Liebe. — Die zwei Fehlerquellen: Mangel an Liebe und überhitzte Liebe	43
--	----

V. KAPITEL: *Stillen und Entwöhnen.*

Die Psychologie des Stillens und des Schlafens. — Das Fingerlutschen. — Der Prozess des Geborenwerdens wird mit der Entwöhnung abgeschlossen. — Die Entwöhnung, als soziales Gesetz. — Die psychologische Rolle der Mutter ist abgeschlossen. — Der Mutterberuf ist: Verzicht. 51

VI. KAPITEL: *Die Ernährung.*

Der ewige Bundesgenosse des Kindes: sein Magen. — Dicke Kinder oder gesunde Kinder? — Willst du der Freund deines Kindes sein oder der Sklave seines Magens? — Die Vermeidung und Lösung der Ernährungsschwierigkeiten 58

VII. KAPITEL: *Die Gewöhnung an die Reinlichkeit.*

Die Moral der Schliessmuskeln: der Beginn der Sittlichkeit. — Zur Psychologie des Nachttopfes. — Das Erschaffen einer „Pfui-Pfui-Welt“. — Gesunde, neurotische und kriminell veranlagte Kinder 68

VIII. KAPITEL: *Die Rolle der Umgebung.*

Die Welt, in die das Kind hineingeboren wird. — Die Mutter als erste Vertreterin der Gesellschaft. — Die Familie. — Der Weg des Kindes bis zur Ausgestaltung des Ichs. — Das Verhältnis zwischen Kind und Eltern. — Die Frage der Geschlechtszugehörigkeit. — Der „männliche Protest“ und der „Oedipus-Komplex“ 76

IX. KAPITEL: *Strenge, Verwöhnung, Schlagen.*

Das strengerzogene und das verwöhnte Kind. — Darf man ein Kind schlagen? — Situation und Erziehung des einzigen Kindes. 95

X. KAPITEL: *Der Streit zwischen Geschwistern.*

Wofür es keine Lösung gibt. — Die Rolle der Hausgehilfin. — Bemerkungen über das Kindermädchen. — Die erste soziale Frage 108

XI. KAPITEL: *Angst, Liebe und Hass.*

Der Ursprung der Angst. — Liebe und Hass sind Zwillinge. — Das Kind und der Tod. — Die Behandlung der Angst. — Die Tapferkeit als Flucht nach vorne 117

XII. KAPITEL: *Schuldbewusstsein, Schuld und Sühne.*

Gibt es eine Erbsünde und ein angeborenes Schuldbewusstsein? — Worauf der Bub stolz ist und wofür ihn das Mädel beneidet. — Der „Kastrationskomplex“. — Die Kinder haben im Schlafzimmer der Eltern nichts zu suchen 125

XIII. KAPITEL: Die Sprache.

Die Bedeutung und Entwicklung der Sprache. — Die magische Kraft des Wortes. — Die Sprache ist Kraftvermehrung. — Das Kind lügt nicht. — Die Aufrichtigkeit der Erwachsenen. — Das Märchen und die Phantasie 134

XIV. KAPITEL: Etwas vom Spielen

Spiel in der Arbeit, Arbeit im Spiele. — Das gute Spielzeug. — Der Weg zur Realität. — Die Bewertung der Arbeit. — Die Erkenntnis des Geldwertes als Erziehungsfaktor. — Das Kind sei auch unser Arbeitkamerad 146

XV. KAPITEL: Frage und Technik der geschlechtlichen Aufklärung.

Das Storchmärchen bedeutet die Verleugnung der Mutterschaft und wurde vom Manne erfunden. — Die drei schweren Fragen des Kindes. — Nacktheit und Schamgefühl 154

XVI. KAPITEL: Über die Onanie.

Was weder Sünde, noch Krankheit ist. — Abgewöhnen oder nicht zur Kenntnis nehmen? — Die Sexualität des isolierten Kindes 165

XVII. KAPITEL: Die Kindergemeinschaft.

Wie noch unsere Grossmütter erzogen haben. — Die Bedeutung der Kindergemeinschaften. — Auch ungeschickte Kinder gibt es nicht! — Soziale Fragen in der Gesellschaft der Kinder . 173

XVIII. KAPITEL: Kinder geschiedener Eltern.

Sich scheiden lassen oder zusammenbleiben um des Kindes willen? — Die „neue“ Mama und der „neue“ Papa. — Die Stiefeltern. — Das uneheliche Kind. — Der Tod der Eltern . . . 184

XIX. KAPITEL: Das dumme Kind.

Wer ist eigentlich gescheit? — Der Weg der geistigen Entwicklung. — Vom Gefühl zum Verstand. — Dumm zu sein ist eine schwere geistige Arbeit. — Das phantasierende und das zerstreute Kind 193

XX. KAPITEL: Einheitliche Erziehung — aber keine Rezeptur.

Vom Äusseren des Kindes. — Die Symptome sind nur Avisos. — Über schlechte Gewohnheiten. — Trotz und Protest. — Das eitle Kind 204

SCHLUSSWORT 215



